

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Jugendmeyer	167
Von den Goldinseln. Von Frederik Miskraf	176
Waffenstillstand Kaiser. Von Georg Götter	180
Müller-Raboth. Von Julius Meier-Graefe	186
Schweizer Gemälde. Von Max Dieck	188
Trauerausstellungen. Von Ella Grün	196
Kaffische Milchschiff. Von Leben	197

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 49, Fühlstr. 3a.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
 hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
 Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
 völlig kostenfrei.

V=4 Lib.

Hotel Esplanade

Berlin **Hamburg**
Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 — Restaurant im vornehmsten Stil —
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorfplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR

Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67.
 Taubenzstr. 15 u. Mohrenstr. 40

Hamburg.

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Feine Französische Küche
 Neue Direktion.

Alle Waffen
 sind



kalib. 2
 umsoest u. portatfrei.

saatlich
 geprüft!

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene
Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewehre,
 automatische Repetier-Büchsen
 u. Pistolen, Luftwaffen, Taschen-, Revolver sowie
 sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Mädler's Patent-Koffer

Reise-Artikel Hochfeine Lederwaren

MORITZ MÄDLER

Leipzig
 Petersstr. 8

Berlin
 Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
 Neuerwall 84

Frankfurt a. M.
 Kaiserstr. 99

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 30. Januar 1909.

Jungfernopfer.

Soll ich heirathen? Vor Siebenzehn? Es ginge, sagt der Kammergerichtsreferendar, der den hübschen Schmiß überm rechten Nasenflügel hat und so gut Schlittschuh läuft. Bei Schilling habe ich ihn neulich mal ganz ernsthaft konsultirt; schon um ihn von dem ewigen Verede über die Klinger-Ausstellung abzubringen, aus der wir kamen und die doch ein Bißchen sehr nackt ist. Und weil er auf dem Eis immer stöhnt, eigentlich dürfe er gar nicht laufen, denn er stecke im Assessor-Examen. Gleich schnurrte er was herunter, um seine Tüchtigkeit zu zeigen, und schrieb mirs dann auf; für alle Fälle. „Viertes Buch. Familienrecht. Erster Abschnitt, zweiter Titel. Paragraph 1303. Ein Mann darf nicht vor dem Eintritt der Volljährigkeit, eine Frau darf nicht vor der Vollendung des sechzehnten Lebensjahres eine Ehe eingehen. Einer Frau kann Befreiung von dieser Vorschrift bewilligt werden. Paragraph 1305: Ein eheliches Kind bedarf bis zur Vollendung des einundzwanzigsten Lebensjahres zur Eingehung einer Ehe der Einwilligung des Vaters, ein uneheliches Kind bedarf bis zum gleichen Lebensalter der Einwilligung der Mutter.“ Das mitaufzuschreiben! Bodenlos frech. Dann kam noch Einiges über Erbeinsetzung; ein verärgertes Vater könne das Testament so machen, daß der Schwiegersohn „nicht an die Pinke ran kann“. Bei uns gehe es in vier Theile, und wenn Papa jezt auch an Otavi und Auer einen Kloß verdiene, müsse ich doch bedenken... Ich muß ihn wohl sonderbar angeguckt haben, denn er verstummte und stieg in die Melange. Glaubst Der am Ende? Für so verdreht hielt ich ihn nicht. Aber sein, wie unsere Herren Bescheid wissen. Professor Schwenke, der Tailendoktor, hat schon Recht: „Jeder, der einmal bei dem Vater heirathfähiger Töch-

ter getanz't hat, führt vom nächsten Tag an über Soll und Haben des Hausherrn Buch, und wenn Sie Abkühlung merken, hat der Papa sicher schief gelegen.“ Tröstlich. Zum Glück hat man keine Illusion mehr. Also: es ginge. Den Vorzug, ein eheliches Kind zu sein, spüre ich nun. Mama wäre der Gedanke, Schwiegermutter zu werden, unausstehlich. Wenn sie allein zu bestimmen hätte, würde ich noch babyhaft frisiert, ohne Ondulation, trüge höchst fußfreie Kleidchen und dürfte bei Diners nicht mit am Tisch sitzen. Ich habe lächerlich jung geheirathet, sagt sie (fast Zwanzig: Das soll lächerlich sein!), und wundere mich selbst noch oft darüber, daß ich ein so großes Mäd'el im Haus habe. Danach kommt die Erzählung, daß wir in Pontrefina von allen Leuten für Schwestern gehalten wurden (nämlich vom Hotelportier, vom Restaurantkellner und von einer etwas schäßigen Baronin, die unsere Buben den Miteffer nannten), und pünktlich der Schluß: „Geh zu Fräulein, Küken!“ Gott, ich kanns ihr nicht übelnehmen. Wer noch so aussieht! Es dauert ja, mit Gesichtsmassage, Friseur, Manicure und dem Uebrigen, vormittags ein Bißchen lange; aber mit ihrer Figur und dem ungepudert scheinenden Gesicht ist sie, wenn dem Haar der Kastanienglanz verschafft ist, noch immer die Schönste. „Nur nichts Künstliches“: ist ihre Parole; „die Weiblichkeit muß der Natur nah bleiben“. Na, schließlich gehören Perlen, Silberfische, Deagowns, Haarbalsam, Zahnbrücken und Brillanten ja auch zur Natur. Und leicht kann der Uebergang ins alte Register nicht sein. Um so schwerer, je länger man ihn aufschiebt. Nach Fünfundzwanzig ist's doch aus. Unsere Herren reihen sich freilich gerade nach Denen, die Dreißig oder noch dahinter sind. Da wird auf Eleganz und mondäne Manieren, bei uns nur auf das Vermögensobjekt gesehen. Mama würde Schwierigkeiten machen. Mit dem Papa werde ich sicher fertig. Wenn ich ihm nicht Einen präsentire, der ganz unpräsentabel ist: schlechte Familie, unerschwingliche Schulden oder schon gefessen. Fällt mir nicht im Traum ein. Alles Andere seje ich durch. Schwer, aber sicher sogar einen Künstler oder Witwer mit Kind.

„Statt jeder besonderen Meldung.“ Annemarie meint, es wäre heiter Blödsinn. Warten. Hübsch langsam aussuchen, weiß ja länger schmecken soll als eine Wintercalville. Nur nicht übereilen; wer weiß, ob das Beste nicht nachkommt? Und mit ihm die Neue? „So lange wie möglich die Freiheit genießen.“ Das klingt recht schön; stillt aber meinen Hunger nicht. Was für Freiheit habe ich denn? Fräulein ist nett, manchmal beinahe munter und stets bemüht, auf meine Ideen einzugehen. Wenn sie's nur nicht thäte! Wenn sie mir lieber von ihrem Leben erzählte! Dann stöge sie aber. Nicht mal ihren Verlobungsring darf sie tragen. „Das führt leicht zu Fragen, die ich in meinem

Haus vermieden wünsche. Domestiken sollen sich geschlechtlos geben.“ Dabei ist ein Ingenieur. Von ihm und von Allem, was die Beiden durchgemacht haben und für die Zukunft planen, mir erzählen zu lassen, wäre das Natürlichste. Der Krach dann! An eine Neue könnte ich mich nicht mehr gewöhnen. Diese Fräuleins sind immer dabei. Gräßlich; für sie auch. Seit ich denken kann, war ich fast nie allein. Ohne Wärterin scheint's in unseren Kreisen nicht zu gehen. Als ob man gleich Unfug triebe, wenn man mal nicht „unter Obhut“ ist. Wie ist dagegen die blonde Trude aufgewachsen, die voriges Jahr im Hotel Weimar über uns wohnte! Halbe Tage einsam auf dem Feld oder weit hinter dem Bruder, der den Gaul auf Teufelholen antrieb (und als Dragoneravantageur dann auch richtig den Schenkel brach). Zu Haus so gut wie unbeaufsichtigt, weil die Mutter auf dem großen Hof alle Hände voll zu thun hatte, und auf langen Wegen zu Besuch oder Unterricht nur mit dem Kutsher. Das nenne ich Freiheit. Die ist aber auch gesund und natürlich; mit ihren Zwelundzwanzig wie ein Kind neben mir. Viel einfacher und praktischer. Von tausend Dingen, die unsereinem alltäglich sind, hat sie freilich nicht die blasseste Ahnung. Ich habe mich ins Leben hineingeträumt, sagt sie, und finde nun, daß es in der Wirklichkeit ungefähr aussieht wie im Traum. Die kann lachen. Zum Träumen kam ich kaum. Nach der Nurse-Governess hatten wir eine Französin; dann wieder was Englisches (Miß Flamingo genannt, weil sie solchen Hals und Kopf hatte); und jetzt halten wir in der Schweiz. Keinen Schritt soll man allein thun. Trude wollte es nicht glauben. „Die wachthabenden Fräulein sind doch auch allein aufgewachsen, in allerlei Ländern und Häusern herumgestoßen worden und gelten doch als so zuverlässig, daß man Euch ihnen anvertraut.“ Stimmt. Das ist aber für Menschen von Mamas Schlag was Anderes. Bezahlte Leute, die nicht mit uns rangiren. Vor dem ältesten Schwager, der hoch in den Sechzig ist, liebe sie sich nicht so sehen, wie sie sich jeden Morgen vor den Dienern zeigt. Weil ich als dummes Balg mal der Miß Flamingo um den langen Hals gefallen war, wurde ich eine Woche lang wie eine verdorbene Frucht behandelt. Von früh bis spät zusammensein und doch immer Distanz halten. So wird's verlangt. Und nie gefragt, ob man's auch aushält; ob man zum Wachsen nicht ein Bißchen Einsamkeit braucht und auf die Dauer nur Menschen erträgt, denen man sich ganz geben kann, ohne getadelt zu werden.

Wie die Gefangenen sind wir. Auch so listig. Was erfindet man nicht, um mal ohne Aufsicht zu sein! Am Leichtesten geht's noch, wenn unser mehr sind. Dann freuen die Fräulein sich der Blaudegelegenheit und wir sind dem Sch:peron ein Weilchen los. Wer da horchte, würde sich wundern. Ich selbst

bin noch manchmal starr. Jeder Skandal wird durchgehohlet; und die Mädel wissen Alles, trotzdem sie immer am Gängelband waren. Für Manche ist wohlnothig. Manche sind so. Tolle Geschichten. Eine ist neulich im Ballkleid nach Elf mit einem Lieutenant im Garten gewesen und Zwei haben ihre Gouvernanten bei Mierick verfehrt und Einen von der Börse in seiner Wohnung besucht; nicht lange, sagen sie, und er habe sich sehr anständig benommen. Jedesmal giebt's Etwas von der Sorte. Und das Hauptthema ist immer: Was die Herren gesagt haben. Das geht aber auch über die Puppen hinaus. Dem Ersten, den ich als Tischherrn hatte, kehrte ich noch vor dem Geflügelgang halb den Rücken, weil ich die Frage, warum ich, die sich doch schon sehen lassen könne, noch à l'enfant ausgeschnitten gehe, ordinär fand. Die Aelteren lachten, als ichs, nach einer durchheulten Nacht, erzählte. Nach und nach gewöhnt man sich dran und wird fast sprachlos, wenn Einer anders ist. Einer, der nicht auf die Verlobung hinsteuert. Die sind ja meist korrekt. Oder ganz frech; mit der Absicht, durch Kompromittirung das einträglliche Geschäft zu beschleunigen. So ist's Käthe gegangen. Den Eltern paßte ein Doktor aus der Rödckernstraße nicht und sie kam mir auch nicht verliebt vor. Er aber verstand, sich neben ihr zu afficiren; und eines Abends waren Beide nicht zu finden, als zu Tisch gebeten wurde, und ihr Herr und seine Dame mußten fünf Minuten lang auf die Vermißten warten. „Wir haben im Musikzimmer den neuen Rodin angesehen.“ Da mußte es sein. Jetzt wohnt der Doktor sehr nobel und der alte Sohn zwingt Alle, die von ihm abhängig sind, sich von dem Schwiegersohn behandeln zu lassen. Aber Käthe sieht nicht glücklich aus, ist alle paar Wochen erlend, schon zweimal operirt und gehört zu den Beispielen, die Annemarie anführt, wenn sie über den Text predigt: Genieße die Freiheit! Schöne Freiheit. Ob wir von Natur so ekelig sind, daß man uns an der Kette halten muß, oder ob wir erst durch die Gefangenschaft so gräulich werden, weiß ich nicht. Auch noch nicht, ob nur die Herren daran schuld sind, daß in jedem Ballsaal schmutzig gewigelt wird. In England, wo Keiner was dabei findet, wenn junge Mädchen und Männer auf dem Fluß allein sind oder zusammenreisen (bis nach Egypten, sagt Peter, der in Dyford war), ist solcher Ton unerhört. Woran liegt's? Sicher ist nur, daß ichs ohne Schaden nicht mehr lange aushalte.

Trotz Allem, was mir „geboten“ wird“. Das ist wirklich viel. Seit ich Sechzehn bin, habe zwei Zimmer für mich und Mamas abgelegte Schlafstubenmöbel (von Pfaß; damals das Feinste und noch heute pompös). Kleider, Hüte, Pelz aus den ersten Geschäften und Schmuck, den ich noch gar nicht tragen darf; nur ansehen und neidischen Freundinnen zeigen. Immer das Auto vor

der Thür. An Bildung das Menschenmögliche. Französisch, Englisch, Italienisch, Literatur- und Kunstgeschichte, Klavier, Gesang, Komposition; und schon der sechste Cyclus vortragender Professoren. Konzerte, Oper; außer der Walfüre, Carmen, Tristan und Salome so ziemlich Alles (aber die Komische noch nicht). Von Schauspielen nur, was „für ein junges Mädchen paßt“. Also nicht die Modernen, nicht Faust (wo Rains so ulkig sein soll), von den Kammerspielen nur Clavigo und natürlich weder Metropol noch Residenz. Dabei brauche ich nur meine kleine Treppe hinunterzullettern, um von allen verbotenen Früchten zu kosten. All die Bücher, die ich nicht kennen darf, liegen da herum, Romane, Dramen, Zeitschriften, und Fräulein kann ihre Nase nicht immer in mein Buch stecken. Die Hauptsachen hat man ja schon aus den Kritiken erfahren. Und von „Occupe-toi d'Amélie“ (das in Paris viel toller sein soll) und von den Kostümen der Metropoldamen erzählen uns die Herren. Das wird im Winter geboten. Außerdem Sankt Moritz oder mindestens Oberhof mit Schneesport. Und jetzt auch Gesellschaftliches. Dreimal in jeder Woche Gäste mit acht Gängen, zwei Hausbälle und ein Maskenfest mit Souper an kleinen Tischen. Vorher giebt's jedesmal häuslichen Krieg. Unter einer Excellenz thut die Mama es nicht gern, Berühmtheiten gehören auch dazu, die Geschäftsfreunde, die für die Abfütterung fällig sind, „stimmen eigentlich nicht zu unserm Milieu“, und wenn Einer mit Namen oder Titel absagt, ist sie außer sich und peinigt ihn so lange am Telephon, bis er verspricht, wenigstens spät noch anzutreten. „Die Meisten kommen ja nur, um Sie zu sehen!“ Zehn Minuten danach hört ein Anderer den selben Flötenton. Der aber fast überall wirkt. Uebrigens fühlen die Leute sich bei uns wohl. Viel Raum, wenig Musik (nie ganz werthlose), Essen erster Klasse und kein Weinschwindel; auch von Schloßabzügen sind auf Wunsch zweite und dritte Gläser zu haben. Anderthalb Stunden und länger bei Tisch; wenn ich schlecht sitze, scheint mir's endlos. Daß man's jeden Abend erträgt! „Bei uns dauert ein Diner nie länger als vierzig bis fünfzig Minuten“, sagte mir, zur Rechtfertigung, neulich ein Gesandtschaftssekretär. „Bei uns“: da hatte ich's. Bildet Euch nicht etwa ein, daß Ihr zu uns gehört! Warum verkehrt man mit solchen Leuten? Warum lebt man überhaupt so, wie wir leben? Immer auf der Menschenjagd. In Rom, Ostende, Madonna di Campiglio, Noordwijk. Immer mit den selben Ansprüchen auf Komfort und Amusement. Weil man nicht anders leben kann, wenn man's erst gewohnt ist. Darum möchte ich so bald wie möglich aus dem Käfig.

Nicht in die Hütte für liebende Paare. Brer! Das ginge nicht mehr; nicht mal Gartenhaus oder Vorort für bessere Beamte. Nur keine Selbsttäuschung. Romantik mit der Pflicht zur Sparsamkeit würde mir schlecht be-

Kommen. Das ist verpaßt. Germanistik studiren, einen Literaturprofessor mit heißen Augen und grauem Schläfenhaar heirathen, ihm selbst Kaffee und Mühre machen, im Waarenhaus Konserven kaufen und sich von Ostern an auf Sahnitz oder den Ferienzug nach Tirol freuen: diese Ideale ruhen neben der Schulmappe. Keine von uns ist so schrullig. Unserer bleibt Luxuspflanze oder geht ein. Die große Liebe hülf nicht. Davon hat man zu viel gehört und gelesen. Entweder plagt der Mann sich im Geschäft und auf Reisen so, daß die Frau nichts von ihm hat, oder er wird brutal, trinkt, vernachlässigt sich, riecht nicht gut, schnarcht oder trägt wollenes Unterzeug. Man ist zu solchem Scharfsinn für alles Außerliche dressirt! Brillantine aus einer alten Flasche, eine speckige Stelle am Smokingärmel, Guttaperchaplomben, eingewachsene Daumnägel: unter solchen Eindrücken stürben sämtliche Gefühle. Wie ein Herr zurechtgemacht sein muß, morgens und abends, auf dem Tennisplatz, zu Pferd, in Gesellschaft, im Winter und im Sommer, wissen die Bierzehnjährigen heute genau. Alles Männliche ist jetzt auch gut soignirt; Quartalsleiser (wie Grünfeld sagt) kommen bei uns nicht vor, und wenn Dir irgendwo Auge oder Nase beleidigt wird, findst sicher Genies. Die man noch einladet, aber nicht mehr heirathet. Nie ist Einem der Gedanke gekommen, daß man Etwas nicht kaufen könne, weil's zu theuer ist. Von der Puppenstube mit elektrischem Licht und dem Grammophon mit Carusoplaten bis zum Steinway und zum Hundehalsband mit abgetönten Perlen hat man Alles erlangt, was das Herz begehrt. Das sollte plötzlich aufhören? Die bloße Vorstellung, auf Taximeter und Straßenbahn angewiesen zu sein, Duzendkleider zu tragen, im Parquet zu sitzen und occasions nicht mitnehmen zu dürfen, macht mir eine Gänsehaut. So weit reicht mein Heroismus nicht. Dazu bin ich nicht erzogen. Und was man doch nicht können wird, soll man nicht erst versuchen. Du wirfst Schwachheit schelten und abscheulich finden, Helen; kommst aber auch aus anderem Boden. Wenn Du mich seufzen hörst, könntest Du glauben, ich wolle in Einfachheit und habe Leidenschaftliches vor. Keine Spur. Dir mag ich nicht lügen. Ich bin kühl bis ans Herz hinan und will beim Fortgehen auf keins der guten Dinge, die ich hier habe, verzichten. Nur eben weg will ich.

Um nicht noch kälter zu werden oder mich selbst verachten zu lernen. Dazu wäre ich auch wieder nicht stark genug. Und kommen würde es. Trotz Aussicht und Wohlerzogenheit. Bitte: darüber ist gar nicht erst zu streiten.

Was hat man denn? Was Einem „geboten wird“. Wer's so unentbehrlich findet wie ich, muß es dankbar schätzen. Jeder Halt fehlt aber; auch jede Wärme. Der Papa ist nie unfreundlich zu mir gewesen und würde mir alle nicht vollkommen verrückten Wünsche erfüllen. Im Grunde weiß er so wenig

von mir wie ich von ihm. Wenn er nicht zu Aufsichtsrathssitzungen oder etwas reisen muß, sehe ich ihn abends (er frühstückt nach der Börse mit Kollegen); zehn Minuten vor Tisch. Das ist Hausordnung. Sind die Eltern eingeladen oder bei uns Gäste, so wird die Zeit für die Kinder ein Bißchen knapper. Ruh auf die rechte Backe. „Bist Du munter?“ Lob des Anzugs, Frage nach den Freundinnen, ein paar Späßchen; die Buben wollen auch ihren Theil. Essen wir allein, so gehts eilig; Geschäft, Politik, Verwandtschaft, Theater. Intim wirds nie. Nicht ein einziges Mal hat der Papa ernsthaft mit mir gesprochen; da zu wäre er wohl auch nicht frisch genug, wenn er von Halbneun bis Halbsieben vom Haus fort war. Und worüber denn ernsthaft mit einem Kinde, das Alles im Ueberflus hat? Er könnte sichs gewiß nicht denken; ich erst recht nicht. Aber er ist mir ganz fremd. Der gute, freundliche Mann, der sich abquält, um das viele Geld zu verdienen, das wir verbrauchen, und uns Bieren noch einen ordentlichen Haufen mit auf den Weg geben zu können. Das ist er mir; nicht mehr. Auf Familienreisen sehen wir ihn ja länger. Da hat man sich aber mit Bekannten verabredet (andere Reisen wären langweilig) und lebt eher noch „geselliger“ als in Berlin. Das Beste auf die Tafel und Autoausflüge mit Leuten, neben denen man sich gern zeigt. Mittag, Thee, Abendessen: immer „im kleinen Kreis“. Also auch keine Gelegenheit zur Annäherung. Das ist gar keine Ausnahme. So sind fast alle Papas, von denen ich höre. Sie wollen, daß wirs gut haben, daß uns nichts fehle, daß wir hübsch aussehen und einen geachteten Mann bekommen; für ein stockernsthafes Gespräch mit ihren Töchtern fänden sie kaum den Ton. Ueber Mama habe ich schon geredet. Die ist verweisend, mahnend, bildend, mild oder streng, sehr sorglich, versäumt nie, zum Gutenachtwunsch noch ans Bett zu kommen oder sich vor der Abfahrt im Staat zu zeigen; bleibt aber ein schöner Gletscher. Selbst wenn sie sich bemüht, zärtlich zu sein, fliegt ihr Blick über uns hin. Lieber würde ich noch dem Papa Etwas aus dem Innersten beichten als ihr. Sie hat auch ganz andere Interessen. Ramhafte Menschen heranziehen, ein Haus machen, an vornehmen Veranstaltungen mitwirken, über das Lagesithema ein Bißchen mehr wissen als der Durchschnitt; meine Aufgabe, sagt sie, ist, ästhetische Kultur im Engsten zu schaffen. Ob sie wirklich den Baumeister geliebt hat? Die Jungen habens aus dem Gymnasium gebracht; einen ganzen, angeblich stadtbekanntes Roman mit dem Sieg der Pflicht über die Leidenschaft in einem halb gebrochenen Herzen. Die Sekundaner haben überhaupt Alles am Schnürchen. Sämmtliche „Verhältnisse“. Vorgestern mußte ich Bob, den Fuchsdach, heraufwerfen, weil er mir durchaus von einer rothhaarigen Schönheit aus Arkadia erzählen wollte, mit der drei Viertel unserer Tänzer befreundet seien. Familienleben.

Herausgeworfen habe ich ihn, weil er ein dummer Junge ist; nicht wegen der Erzählung. Solche Geschichten hört man täglich und würde für eine Gans gehalten, wenn man sich wunderte. Wer die aschblonde Sängerin jetzt hat und mit wem die Schlangentänzerin in Monte war: Das sind so die Thematata. Wer nicht stillhält, wird selbst verklatscht. Unangenehm bin ich nur noch einmal geworden: als Einer mir über Pappas Nebenwege berichten wollte. Das ging mir doch über den Spas. Mary und Gabriele, denen ichs brühwarm brachte, meinten, ich sei ein richtiger Philister. Das wäre ja furchtbar amüsant geworden und sie würden gleich versuchen, es noch herauszukriegen; der Direktor, der ihnen ebengeschildert habe, wie die Desmonds früher auftrat und daß sie bis auf die Beine tadellos sei, werde ihnen nicht ausweichen. So gehts zu. Ueberall der selbe Grundton. Und die Familientöchter werden eben so ausgezogen und sezirt wie die Damen aus den Rauchtheatern. Noch ist's kein Jahr, seit ich in dieser Luft bin. Aber ich merke schon, wie sie wirkt. Wenn mir nun wirklich mal ein Herr gefällt? Und auch ohne solches Malheur kommt man herunter. Wie oft hat mir Eine zugetuschelt, sie habe sich küssen oder den Arm drücken lassen! Das giebt nach und nach harte Haut und verdirbt den Herzteint. Am Ende hat man dann nicht mehr freie Wahl und muß nehmen, was sich bietet. Das wäre das Letzte. Ich will wählen. Junges Mädchen war ich lange genug, um zu wissen, daß von zehn unserer Courmacher acht Zerker sind. Ich will rasch heraus.

Der Verstand soll wählen. Ohne Illusion. Die Klarheit, die man so früh erlangt hat, ist theuer bezahlt und muß wenigstens Nutzen bringen. Fast Jeder, der sich meldet, hat geliebt und Verhältnisse gehabt. Anders kann es wohl nicht sein; ich verlange nur, daß mir nicht davon erzählt wird und daß ichs nicht merke. Vor Schwägern graut mir. Die machen auch unser Bißchen Reiz zum Gesprächsstoff, wenn sie bei Denen sind, die man nichterst heirathet. Einen Armen mag ich nicht; weil es persönlich entwerthet und weil wir dann doch nicht zu richtiger Ueppigkeit kämen. Die brauche ich. Ein Krösus wird nicht verlangt. Aber Fünfzigtausend muß er im Jahr sicher beisteuern. Ungefähr aus unserer Schicht sein. Drunter: dann schämt man sich; drüber: dann plustert er sich auf, plättet an den Manieren rum und macht Einen mit Vergleichen („bei Euch“ und „bei uns“) muthlos. Deshalb kein Offizier; schon wegen des Körperlichen ist es mir sonst die liebste Sorte. Der aber wäre drüber und nähme mich nur im Nothfall. Aufachtbaren Namen wird gesehen und Hauptbedingung ist gute Erscheinung. Nicht hübsch, aber männlich. Denn ich will zwei nette Kinder und mich vor dem berüchtigten Glück der Ehe nicht ekeln. Sei nicht so entsezt! Ich will sein, was ich geworden bin und hier werden mußte; alles Andere gelänge ja doch nicht. Die Welt ist nicht so blau, wie sie

und in der Kinderstube gepinselt wird. Daher der Schreck, wenn wir beim ersten Schritt erkennen, wie es in der Wirklichkeit um Treue, Edelmuth, Liebe und die übrigen schönen Antiquitäten bestellt ist. Wenn man uns wenigstens fromm gelassen oder gemacht hätte! Das wird aber spätestens nach der Einsegnung weggebeizt, und wer noch was Sichtbares davon behält, wird zum Stichblatt. Okkultismus ist interessant, Geisterglaube kann verziehen werden; Religion ist fauler Zauber. Da bleibt nicht viel. Alle lügen; und müssen lügen. Wir noch dicker als die Männer. Ich habe es satt. Vor Siebenzehn.

Bis Ostern ist Zeit zum Ausjuchen. Beim Papa mache ichs und gegen Ramas Widerstand giebt's Mittel. Im Herbst kann es losgehen. Kein Fräulein und kein Zwang zur Verstellung. Das wird famos. Dann ist nichts mehr zu fürchten und zu verlieren. Ich kann mich geben, wie ich bin, lesen, sehen, hören, was mir gefällt; und die Männer werden vorsichtiger und uneigennütziger. Endlich allein! In anständigem Sinn. Der Herr Gemahl hat seinen Beruf und man lebt zum ersten Mal für sich und nach seinem eigenen Geschmack. Für einen Anderen zu leben, hat man uns ja nicht beigebracht. Eher abgerathen. Die Eltern brauchen uns nicht und wir sollten durchaus Persönlichkeiten werden. Allons! Bei mir wird's feiner. Mit den alten Attraktionen fange ich erst gar nicht an. „Aesthetische Kultur im Engsten“: solche Redensart wird doch nur herumgetragen und bespottet. Die Hauptsache ist: nur Leute zusammenbringen, die halbwegs zu einander passen, und dann den Ton halten. Die jungen Mädchen herausschicken, damit jüdische Wiße erzählt werden können: Das ist noch Königstraße. Der Jüngling mit dem angenommenen Stück neben der Gefährtin von dreizehn Aufsichtsrathsstellen und deren Inhaber als Tafelsozius der Professorsfrau mit der Bernsteinkette: höchstens Kurfürstenstraße. Etwas westlicher sind wir heute doch. Die gepuzte Spelunke mit Zotenreiherei zwischen guten Bildern und Bronzen ist längst nicht mehr originell. Die Herren sind noch zu erziehen; man muß ihnen nur sagen, was in der Welt, in die Alle möchten, als vornehm gilt. Wer bei mir, ohne Provokation (die ja vorkommt), einem Mädchen Gemeinheiten zuflüstert, wird vor die Thür gesetzt; auch der Steinreichste. Denn Alles hat seine Zeit. Paß auf, Helen: es wird. Nicht etwa langweilig; nein: mit dem zum Vergnügen Nöthigen. Ich gehöre noch dazu und kann mich nicht ändern (will auch nicht). Nur möchte ich der nächsten Generation die Wahl lassen, ob sie werden will, wie wir sind, oder reinlicher. Einmal muß doch der Anfang gemacht werden. Ski und Tennis genügen dazu nicht.

Du siehst: ich bin entschlossen. Nach der ersten Hälfte des ersten „erwachsenen“ Winters. Morgen gehe ich zum Kostümball. Ganz einfach, weißt Du; was Gretchenhaftes. Weil Mama findet, daß mein Kindergezicht . . .

Von den Goldinseln.*)

Scherz.

I.

Mein Sohn, Du bist verändert,
denn um den Weidenhag
schleichst Du, anstatt zu graben,
den lieben langen Tag.

Mutter, wenn dort ich schleiche,
so seh' ich fort und fort
Blauäuglein in den Büschen;
und immer sind sie dort.

Du Thor: Das ist die Blüthe
des Immergrüns . . . Sieh's ein,
nimm wieder Deinr Hacke
und laß das Träumen sein.

II.

Mein Sohn, bist Du beim Acker,
so kommt es oft mir vor
als ob Du müßig lauschest
mit hochgespihtem Ohr.

Mutter, wenn auf den Erbsen
die Sonne gleißt und blinkt,
so hör' ich eine Stimme,
die mir zum Herzen dringt.

*) Professor August Bertuch, der für den großen provençalischen Dichter Frederi Mistral im deutschen Sprachreich das Beste gethan hat, ließ bei Cotta jetzt den zweiten Band der „Ausgewählten Werke“ erscheinen. Er bringt die Bersnovelle „Rerto“, Lyrisch und Episch von den Goldinseln und „Erinnerungen und Erzählungen“. Neue Schätze, die auch neben „Miréio“ noch ihren Glanz bewahren. Zwei Proben sollen dem schönen Buch Freunde werben und für Bertuchs Uebersetzungskunst zeugen. Die Goldinseln (der Archipel bei Hyères im Departement Var) sind der Provence, das Symbol der von Meer und Sonne umfaltenen Dichtung. Mistral hat gesagt, er habe den Titel nicht in eitlem Ueberschätzung seiner Poesie gewählt, sondern, um anzudeuten, daß in seinem Leben die Stunden dichterischen Schaffens wie Goldinseln in die Ferne leuchten.

Du Chor: Das sind die Vögel,
 sie nisten dort am Fries . . .
 geh, Deinen Kohl zu pflanzen,
 mein armer Dionys!

III.

Mein Sohn, mir schien, Du schlieffst nicht
 die ganze letzte Nacht . . .
 ich hörte Dich auch stöhnen;
 warum hast Du gewacht?

Mutter, im halben Schummer
 hab' ich ein Bild gesehn:
 Ich sah ein schönes Mädchen
 an mir vorüber gehn.

Du Chor: Das sind Gespenster,
 Das hat ein Traum gethan;
 geh Deine Sense dengeln,
 auf, auf! Der Tag bricht an!

IV.

Du hast so hohle Wangen,
 mein Sohn, und bist so bleich . . .
 Magst Du ein Würzkräutjäpplein?
 Ich Koch' es Dir sogleich.

Mutter, Antonien mag ich!
 Bestell das Aufgebot,
 den Dudelsack laß kommen,
 sonst hast Du Deine Noth!

Du Chor: ich soll verarmen,
 damit bald Hochzeit sei!
 Die Jugend heutzutage
 denkt nichts als Narretei.

V.

„Grüß Gott, Gewatter Anton!
 Wir werben um die Braut
 für unsern schönen Löpel,
 der dort ins Fenster schaut.“

„Frau Base, sie ist Euer
nebst Dem, was sie besitzt:
Ein Rock aus Abfallseide
und Strümpfe, dorngerigt.“

„Antonie, meine Freundin,
konnt Du und sei mein Weib!“
„Denys, wir wollen lachen,
o schönster Zeitvertreib!“

Der Gottestisch der Heiligen.

Sie kam aus Sanct Trophimi Chor
kreppab, Bescheidenheit im Herzen;
es wurde Nacht im Schiff und Chor,
man löschte just die Vesperkerzen.
Die Pfortenheiligen aus Stein
erfreute ihr Vorüberschreiten;
es schien ihr Blick, im Dämmerschein,
sie segnend heimwärts zu geleiten.

Denn sie war sittsam, klug und gut
und schön dazu, man muß gestehen;
und nie hat man das junge Blut
im Gottesdienste plandern sehen.
Doch klang die Orgel voll daren
zu Psalmenfang, an Feiertagen, ;
dann glaubt' im Himmel sie zu sein,
von lichter Engel Hand getragen.

Die guten Heiligen aus Stein
sah, wie sie täglich, als die Letzte,
aus des Portales Wunderschrein
die Füßchen auf die Straße setzte;
es war dem holden Mädchenbild
der fromme Kreis gar wohl gewogen
und sprach, wenn nachts das Wetter mild,
von ihr im dunkeln Eingangsbogen.

Ich hoffe, sagte Sanct Johann,
sie wird ein weißes Nönnlein werden,
weil Friede herrscht im Klosterbann
und sonst nur Sturm und Streit auf Erden.

Nein, sprach Trophim, Das wünsch' ich nicht,
 sie fehlt mir sonst in meinem Tempel,
 und wie die Finsterniß das Licht,
 so braucht die Menschheit ein Exempel.

Ihr Brüder, rief Sanct Honorat,
 gleich kommt das liebe Mondlicht wieder,
 dann steigen wir im Meßornat
 von unsern alten Säulen nieder;
 denn heut ist Allerheiligennacht,
 die stets für uns ein Fest gewesen . . .
 Der Heiland wird, um Mitternacht,
 im Miscamp uns Messe lesen.

Sanct Lukas sprach: Ich schlage vor,
 daß unsre Freundin uns begleite;
 still lauschend sitze sie im Chor,
 im Feierkleid, an unsrer Seite.
 Und, kaum gesagt, sind ohn' Verzug
 die Vier am Friedhof angekommen
 und haben im Vorüberflug
 des Mägdleins Seele mitgenommen.

Die Schöne war schon auf, als kaum
 des nächsten Tages Morgen graute,
 und sie erzählt, daß sie im Traum
 im Miscamp ein Nachtmahl schaute,
 daß einer weißen Engelschaar
 Gesänge zu dem Fest erschallten,
 daß Sanct Trophim der Meßner war
 und Christus selbst das Amt gehalten.

Frederi Mistral.



Musikalische Kultur.

Im Verlag von Breitkopf & Härtel ist, unter dem Titel „Ueber musikalische Kultur“, ein Vortrag erschienen, den ich auf Veranlassung des Arbeiterdiskussion-Klubs in Karlsruhe gehalten habe. Die Art, wie der Vortrag von verschiedenen Seiten beurtheilt worden ist, zeigte besonders deutlich, wie leicht schon der Umstand, daß ein ausübender Künstler sich theoretisch mit Fragen seiner Kunst beschäftigt, noch immer auf Widerspruch stößt.

Nöthig scheint mir deshalb, ehe ich hier zu dem unerschöpflichen Thema „Musikalische Kultur“ noch Einiges bemerke, erst einmal darauf einzugehen, was denn solche Kulturbetrachtungen überhaupt für Sinn und Zweck haben.

Am Besten klärt sich diese Frage durch Beispiele aus anderen Lebensgebieten. Erblickt man das Wesen der Kultur in der bewußten, oft systematischen Erhöhung und Steigerung aller Lebenserscheinungen und Lebensvorgänge über den Naturzustand hinaus, so ist klar, daß ihre Gefahren in der völligen Lösung von den natürlichen Grundlagen alles Seins liegen. Theoretische Erörterungen über Kultur pflegen drum auch stets dann einzusetzen, wenn dieser Zustand von Unnatur oder Ueberkultur auf irgendeinem Gebiete einzutreten droht oder schon eingetreten ist. Und sie müssen stets zum Kampf gegen die zur Zeit stärksten Mächte rufen, die sich als Träger der Kultur aufspielen, während sie in Wirklichkeit deren Vernichter sind. Ein paar Beispiele. Nur aus der Neuzeit. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war die Kulturentwicklung in der Hauptsache religiöser Art. Es gab kein Lebensgebiet, das nicht mit kirchlichen Kulturelementen durchsetzt war. Das Reformatorenwerk Luthers und seiner Vorläufer ruht auf theoretischen Untersuchungen dieser kirchlichen Kultur, begann mit theoretischer, wissenschaftlicher Bekämpfung ihrer Auswüchse, wurzelt in dem Gedanken, daß der Naturzustand der christlichen Religion, wie ihn die Bibel darstellt, verlassen sei. Ueberkultur. *Retournons à la nature.* Klopstock, Lessing, Herder. Kampf gegen die herrschende ausländische Kultur; Hinweis auf die geistigen Kräfte des eigenen Volkes, Forderung einer auf diesem natürlichen Grunde erwachsenen Literatur. Die Erkenntniß der Verderbenheit aller Kulturzustände ist stets die Voraussetzung zur Besserung. Und die Darstellung der Kulturlage durch Schriftsteller meist das beste Mittel zur allgemeinen Verbreitung dieser Erkenntniß und für Viele der eigentliche Anstoß zur That. Rousseau.

Selbst der schaffende Künstler tritt einer zur Unnatur gewordenen künstlerischen Kultur nicht nur mit Werken entgegen, sondern auch mit theoretischen Untersuchungen des Tiefstandes seiner Kunst und mit theoretischen Forderungen an das Kunstwerk der Zukunft. Wagner.

Die immer größer werdende Verlogenheit des ganzen Lebens der Mensch-

heit, die immer krankhaftere, alles Gesunde und Natürliche verachtende Verfeinerung der Kultur der oberen Volksschichten veranlaßt zur grellen Beleuchtung aller Schäden dieser Kultur. Nietzsche. Tolstoi.

Alle Korrektur der Lebenserscheinungen und Lebenszustände ist nur nöthig, sobald die Kultur auf einem Gebiete schon eine gewisse Höhe erreicht hat. In der Natur gleicht sich Alles von selbst aus. Sie braucht keine Theorie. Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt, mit seiner . . . Kultur. Auch der Kultur gegenüber giebt es Vertheidiger des *laissez aller*, Feinde aller theoretischen Beschäftigung mit Kulturfragen, aller Eingriffe in die natürliche Entwicklung. Natürliche Entwicklung? Ja, wenns die wäre, wollten wir sie gern walten lassen; aber all die theoretischen Untersuchungen wollen ja eben der natürlichen Entwicklung zu ihrem Recht verhelfen und die Willkür von Kulturfaktoren einschränken, die der Natur Gewalt anthun.

Noch ein Beispiel. Bei den Naturvölkern, selbst bei uns in Landstrichen, die abseits von aller Kultur liegen, regelt sich der Gesundheitszustand der Menschen fast von selbst. In den Millionenstädten kommen wir ohne theoretische Untersuchungen über Volkshygiene und sehr gewissenhafte Berwerthung der dabei gewonnenen Resultate zu den fürchterlichsten Zuständen. Ein Mediziner, der sich darum nicht kümmert, mag zum Dorfarzt in Hinterpommern gut sein; als Führer der auf medizinischem Gebiet Fortschreitenden wäre er lächerlich. In der Politik ist's nicht anders. Aller Fortschritt auf dem Gebiete innerer Politik ist nur möglich durch fortwährende theoretische Untersuchungen aller Erscheinungen, die sich aus der gesteigerten Kultur aller Volksschichten ergeben. Mit patriarchalischem Fortwursteln ist's selbst im kleinen Betrieb von Stadtverwaltungen nicht mehr gethan. Alle Einwirkungen künstlich geschaffener Kulturzustände müssen, so weit es möglich ist, eben beseitigt und der Ausgleich, den die Natur von selbst schafft, muß durch die Theorie zu schaffen versucht werden.

Das Alles versteht Jeder, der überhaupt weiß, was Kultur ist. Nur eine Menschenjorte weiß es offenbar nicht: die Musiker und ihre Freunde.

Einmal ging's ja auch im musikalischen Leben ohne Kritik der Kulturentwicklung. Angebot und Nachfrage regelten sich von selbst, die Produktion diente ausschließlich dem praktischen Gebrauch bei kirchlichen und weltlichen Feiern; neue Bedürfnisse, neue Kräfte schufen neue Kunstformen; schädliche Einflüsse künstlich gesteigerter Kultur brauchten nicht unwirksam gemacht zu werden. Auf einzelnen Gebieten gab's bereits Mißstände, die im Wesentlichen in der einseitigen Entwicklung einer Kunstgattung nach einer Richtung hin und in der dadurch bedingten Betrübnis in Unnatur bestanden. Reformen wie die Glucks wurden dadurch nöthig. Aber die musikalische Gesamtkultur bedurfte noch nicht des Warnrufs von Reformatoren. Erst das neunzehnte Jahrhundert mit seinem raschen Ausbau des öffentlichen Musiklebens schuf Kulturbedingungen,

die zur Korrektur zwingen. Noch Schumann, der als der Erste Einer die Nothwendigkeit systematischen Kampfes gegen einzelne Auswüchse der musikalischen Kultur erkannte, richtete seine Angriffe im Wesentlichen gegen die unnatürlichen, fabrikmäßig hergestellten Kompositionen, die für das häusliche und öffentliche Musikziten geschrieben wurden, also gegen eine bestimmte Gattung von Musik. Aber bei seinem Kampf stellte er doch eine Menge allgemeiner Forderungen für die musikalische Kultur auf, genau so wie Wagner, dessen Kampf zunächst auch nur einem Sondergebiete, nämlich der Unnatur des ganzen Theaterbetriebes, gegolten hatte.

Der Dritte dieser musikalischen Kulturkämpfer aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Franz Liszt, hat nicht nur als Bundesgenosse Wagners für dessen Ideen mitgekämpft, sondern auch selbständig besonders dafür gewirkt, daß der Künstler als völlig durchgebildete Persönlichkeit vor sein Publikum zu treten habe, daß die Kunst nicht als Amusement, sondern als Bereicherin des ganzen inneren Lebens dienen müsse.

Aber im Wesentlichen galten alle die theoretischen Forderungen dieser Männer noch der Reinhaltung einzelner Kunstgattungen, befaßten sich vor allen Dingen mit dem Kunstschaffen. Das gesammte musikalische Leben konnte ja auch erst zu einer Kritik seines Kulturwerthes herausfordern, seit die hastige Entwicklung der öffentlichen Musikpflege eine wirkliche Ueberkultur und allmähliche Entfremdung von dem natürlichen Nährboden aller Kunst veranlaßte. Seitdem, also seit etwa einem Vierteljahrhundert, sind von den verschiedensten musikalischen Parteien Gedanken über die musikalische Kultur der Gegenwart veröffentlicht worden, freilich fast nur von Männern ohne Einfluß und Macht und selbst von Mächtigeren nur mit geringem Erfolg. Die eigentlichen Herren der musikalischen Kultur der Gegenwart, die „Führer der Modernen“, sind fast ausschließlich Feinde dieser Kulturkämpfer. Was aber ist damit gegen den Werth solcher Kulturarbeit bewiesen? Gibt diese Thatfache Denen Recht, die für *laissez aller*, für beunruhigendes Drauflosmusikziten und -Geldverdienen sind? Die Päpste haben auch nicht die Reformation, die Höslinge und Maitresses der französischen Könige nicht die Revolution gemacht. Die Mächtigen des Theaters um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fluchten dem bösen Wagner. Die Herren der Situation haben immer den Kulturfortschritt gehemmt. Und so ist's auch jetzt in der Musik.

Das darf all die eifrigen Arbeiter, die ohne Macht und Ansehen, aber auch ohne Furcht vor den Robegößen ihre Kräfte für die Reinigung des öffentlichen Musiklebens einsetzen, nicht hindern, ihrer Kulturaufgabe treu zu bleiben. Zunächst gilt's, möglichst Viele aus ihrer Gleichgiltigkeit aufzurütteln, Klarheit zu schaffen über die künstliche Treibhauskultur unseres öffentlichen Musiklebens, zu beweisen, daß die theoretische Untersuchung dieser Zustände kein fruchtloses

Bemühen, sondern, wie auf allen anderen Lebensgebieten, so auch in der Musik die nothwendige Voraussetzung für die Besserung ist.

Zu gewinnen für diese Erkenntniß sind aber nicht die Großen. Es ist völlig sinnlos, Besserung von Denen verlangen zu wollen, denen gerade die verrotteten jetzigen Kulturzustände die Macht geben. Ich sage noch einmal: Wenn nach den Päpsten gegangen wäre, hätte es keine Reformation gegeben. Die Geschichte nennt nur ganz wenige außerordentlich groß veranlagte Naturen, die zugleich die Macht und den unbedingten Willen zum Fortschritt, zu wirklich werthvoller Kultur hatten. Unter den heutigen Herren des öffentlichen Musiklebens ist keine solche Natur. Vielleicht hätte Mahler Etwas von der Begabung; aber er dankt dafür, bei den jetzigen Zuständen Führer spielen zu sollen.

Beweise dafür, daß unser öffentliches Musikleben die widerwärtigste Ueberkultur und Unnatur zu werden beginnt, brauche ich einsichtigen, innerlich anständigen Menschen nicht zu geben. Ein Blick auf den bodenlosen Konzertschwandel in den Großstädten, auf das sinnlose Massenmusikzirkeln, auf die Durchsetzung des ganzen Konzert- und Theaterbetriebes mit den gewöhnlichsten Geldinteressen, der Hinweis auf den völligen Mangel innerer Nothwendigkeit bei dem Modeproduzenten unserer „beliebtesten“ Komponisten, auf die Neuheitlichkeit in der Beurtheilung aller musikalischen Dinge genügt wohl. Wer Verlangen nach ausführlicherer Darstellung einzelner dieser Dinge hat, findet in meiner vorhin erwähnten Brochure einiges Material.

Angesichts solcher Zustände die Nothwendigkeit gründlicher Reformen zu leugnen, ist Oberflächlichkeit, Leichtsinns oder Beschränktheit.

Aufgabe der Reform aber ist, Das zu erhalten, was an wirklicher musikalischer Kultur jetzt fast nur noch in kleinen Städten und in wenigen vornehmen, vom Barvenugeist verschonten Familien in den Großstädten zu finden ist; unerbittlich zu bekämpfen, was an roher oder decadenter Ueberkultur aus Geschäftsgründen oder aus Snobismus in der öffentlichen Musikpflege sich breit macht, und, damit wenigstens die Zukunft Besserung bringt, Alles aufzubieten, um der Jugend eine vernünftige musikalische Erziehung zu verschaffen.

Gelingen kann die Reform nur, wenn sich unter den deutschen Musikfreunden genug Leute finden, die die Zänkereien der letzten Jahrzehnte vergessen und nicht nach der Partei, sondern nach der Kunst fragen, denen es ganz gleichgiltig ist, was die deutschen Modekomponisten an Einjahrfliegen in die Welt setzen, die aber um so mehr Werth darauf legen, daß alle wirklichen Kunstwerke aller Zeiten und aller Gattungen von den Musikfreunden als lebendiger Besitz stets neu erworben, werth gehalten und als Lebensgüter verarbeitet werden. Wenn alle unsere musikalischen Gesellschaften, Chorvereine und die vornehmsten unserer ausübenden Künstler ihre Aufgabe darin sehen, sich von allem gewohnheitmäßigen Musikzirkeln fern zu halten, jedes Konzert als eine künstlerische Feier

zu betrachten, alle Ueberfättigung zu vermeiden und nicht in die Breite, sondern in die Tiefe zu wirken, kurz, wenn ihnen wieder zum Bewußtsein kommt, daß Kunst ein Lebenselement und nicht ein Handelsartikel ist, dann können wir hoffen, daß sich in Deutschland wieder Centren musikalischer Kultur in geistig hochstehenden mittleren Städten bilden.

Freilich müssen dann die Leute, die Künstler in leitende Stellungen zu berufen haben (denn nur der leitende Künstler schafft solche Kunstcentren, wie sie einst Weimar, Leipzig, Düsseldorf, Köln waren), wissen, daß nicht ein Rodemann, sondern eine Persönlichkeit nöthig ist, um die musikalische Kultur einer Stadt in der richtigen Weise zu beeinflussen. Wie in früheren Jahrzehnten, könnten sich auch künftig gewiß nur einzelne Mittelpunkte musikalischer Kultur bilden, zumal jetzt die Aufgaben gegen früher noch gewachsen sind. Es handelt sich nicht mehr nur darum, der Leiter eines angesehenen Institutes zu sein, sondern auch darum, alle die verderblichen Einflüsse des verkommenen öffentlichen Musiklebens auszugleichen, die jetzt schon in kleinen Mittelstädten ihre kunsttötende Einwirkung zeigen. In allen geistig regsamten Städten muß die Frage der öffentlichen Musikpflege und der musikalischen Erziehung wirklich ernst genommen werden und keine Stadt soll warten, bis etwa die andere mit Reformen beginnt. Jede soll an sich bessern; und die kleineren sollens den größeren vormachen. Zusammenschluß nützt in diesem Fall nicht; denn jede Stadt hat da andere Pflichten zu erfüllen. Die Hauptarbeit werden die Kunstfreunde und die schlichten Musiker leisten müssen, denen ihr Beruf noch Künstlerthum ist. Vielleicht schwanken aber nach und nach auch einige von den Großen von dem Wege ab, auf dem sie sich jetzt als Gefolge der Modernsten nur erniedrigen, und wagen sich selbst als Führer auf den Plan. Alle, die abseits von allem Parteigezänk (das man den um Erfolg und Lantienem besorgten Schöpfern überlassen darf) eine würdige öffentliche Kunstpflege, eine gesunde musikalische Kultur ersehnen, werden sich froh um Künstler schaaen, die durch ihre ganze Haltung und ihr Wirken diesem Ehrennamen wieder Ehre machen. Findet sich von den Großen keiner bereit, Träger einer wirklichen deutschen musikalischen Kultur zu sein, so muß es ohne sie gehen. Dann hat aber Deutschland keine vorbildliche Musikpflege großen Stils mehr, sondern nur vereinzelte Heimstätten musikalischer Kultur an ein paar Orten, wo mit bescheidenen Mitteln schlichte Künstler doch mehr für die Kunst leisten als die großen Modernen auf ihren Jahrmärkten.

Freilich: es giebt auch außerhalb der deutschen Grenzpfähle Musik und es kann, wenn mit den besten künstlerischen Gütern der Väter so weiter gewirthschaftet, wenn Alles auf den äußeren Schein abgerichtet wird, wenn in immer mehr Städten an der Stelle einer bodenständigen ernstern Kunstpflege der Handel mit berühmten Solisten und Komponisten aufblüht, auch wieder

so weit kommen, daß die führende Rolle in der Musik auf ein anderes Land übergeht. Wie in der Geschichte der Staaten, so verliert sich auch in der Kunst die Führerstellung, die Generationen von leistungsfähigen, thatkräftigen Naturen und starken Persönlichkeiten einem Volke gegeben haben, rasch, wenn ein Geschlecht ohne Ernst und Willen den Kern der Sache aufzieht und nur die Schale in kindischem Spiele immer von Neuem mit Silberpapier beklebt.

Und die deutsche musikalische Kultur der Großstädte, die immer weiter in die Provinz vordringt, gleicht seit Jahren schon dieser glitzernden Schale ohne Kern. An dem Kunstschaffen wie an dem Kunstgenießen unserer Zeit erschreckt den Kenner der Vergangenheit nichts so sehr wie der Mangel an wirklicher Kultur. Mit Hoffen auf Besserung, mit kleinen Mitteln ist's da nichts gethan. Nothwendig ist bewußte Reformarbeit großen Stils, künstlerische Volkshygiene, gemeinsame Arbeit Aller, die zur Arbeit im Lande der Kunst auf allen ihren Feldern, Bühne und Konzert, Haus und Schule, Lerufen sind. Nothwendig ist zunächst die Erkenntniß: Wir haben in der Musikpflege großen Stils schon jetzt kaum noch eine künstlerische Kultur und wir verlieren von Jahr zu Jahr mehr von ihr. Retten wir, was zu retten ist, und schaffen wir neu, was wir verloren haben.

Durlach in Baden.

Dr. Georg Böhler.



Es ist ein ganz niederträchtiges Wort, das wir den Franzosen zu danken haben und das wir so bald wie möglich wieder loszuwerden versuchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe seinen Don Juan komponirt? Komposition! Als ob es ein Stück Kuchen oder Biskuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiße und Guß und von dem Hauch eines Lebens durchdrungen, wobei der Produzirende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geiße seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was Jener gebot. . . Ihr seid schnell fertig mit der Kreirung neuer Ideale; und wie steht's mit der Ausführung? Ihre Forderung, daß jede Stimme Etwas sagen soll, klingt ganz gut; aber ob das musikalische Kunstwerk die Durchführung dieses Grundsatzes vertragen könne und ob dadurch nicht andere Nachteile für den Genuß an der Musik entstehen: Das ist eine andere Frage. Es giebt Schwächen in allen Künsten, der Idee nach, die aber in der Praxis beibehalten werden müssen, weil man durch ihre Beseitigung der Natur zu nah kommt und die Kunst unkünstlerisch wird. . . Es ist ganz unmöglich, zum Faust eine passende Musik zu bekommen. Das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, das sie stellenweise enthalten müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Charakter des Don Juan sein. Mozart hätte den Faust komponiren müssen! Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein Der wird sich auf so Etwas nicht einlassen; er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten. . . Wer Musik nicht liebt, verdient nicht, ein Mensch genannt zu werden; wer sie liebt, ist erst ein halber Mensch; wer sie aber treibt, ist ein ganzer Mensch. (Goethe.)



Müller-Kaboth.

Müller-Kaboth: es giebt wohl nur ganz wenige Menschen, die von seiner Existenz gewußt haben. Ein paar kleine Mädchen in Breslau, Düsseldorf und hier, denen er nachsichtlich, die er anblickte und die ihn, den Kleinen, der vor Schüchternheit verging, auslachten. Ein paar Spießer, zu denen er von maßloser Frechheit war und die jetzt nickten und sich sagen: Ja, ja, so mußte es gehen. Vor ein paar Jahren erhielt ich einen Brief von ihm, recht klug, in einer winzigen Handschrift und voll von einem Enthusiasmus, der sich in diesen kleinen, mädchenhaften Zügen ein Wenig komisch ausnahm. Aus Breslau. Ich kannte da nur recht üble Menschen. Aber ein Anderer hatte mir auch mal von dort geschrieben: Erich Klossowski. Man konnte nicht wissen. In Deutschland passieren die unwahrscheinlichsten Dinge. Ich bat ihn nach Berlin zu uns. Sofort schrieb er, er werde kommen, morgen mittags; ich werde ihn daran erkennen, daß er sehr klein sei; auch sei er auf einem Auge blind. Ich holte ihn vom Bahnhof Friedrichstraße ab. Er hatte ein winziges Köffchen in der Hand, das immer noch viel zu groß für ihn war, gab mir die Hand und sagte, Berlin sei ekelhaft. Der Militarismus, die Plutokratie, der Byzantinismus und erst die Straßen! Es sei merkwürdig, daß man hier leben könne. Er war noch nie in Berlin gewesen. Die Linden: ach, Du lieber Gott! Zu meiner Frau war er von lächerlicher Schüchternheit. Sobald sie aber draußen war, legte er los. Er sprach drei Stunden, ohne aufzuhören; und dann machten wir ihm das Bett im Wohnzimmer auf dem Sofa. Am anderen Morgen sprach er weiter. Von Degas, Rodin, Maillol, Bonnard, Van Gogh, von Paris und dem Unterschied zwischen den berliner und den londoner Variététheatern, von Pope und Claudel. Er hatte ein paar Semester in München studirt und ein paar Semester in Breslau und war eigentlich Kunsthistoriker. Aber es sei wohl nicht gut möglich, in Deutschland eine Doktorarbeit zu machen, ohne sich für den Rest seiner Tage zu Tode zu schämen. Auch habe er das Geld für bessere Sachen nöthig; wenn er überhaupt welches hätte. Er hatte in Wirklichkeit nicht zwanzig Mark in der Tasche und schwärmte für White Star und Cocotten vom Schlege der Wanda de Woznja.

Ich nahm ihn ernstlich ins Gebet. Damals wurde gerade die Jahrhundert-Ausstellung gemacht. Es gelang mir, ihn als Sekretär mit einem festen Gehalt einzuschmuggeln. Er lachte sich selbst schief über den Ausweg und nahm an: in der bequemen Voraussetzung, daß er außerhalb der festen Bureaustunden ganz frei sein würde. Die waren von Zehn bis Vier. Er kam gewöhnlich kurz nach Zwölf, ging dann frühstücken und saß bis Zwei im Café; das lag sehr weit von seiner Arbeitsstätte ab, war aber das einzige, in dem es ein nach seinem Geschmack menschenwürdiges Getränk gab. Schließlic

ihn zu Rede. Das ging denn doch wirklich nicht. Er behauptete, es gehe, war von einer haarigen Frechheit und lachte mich einfach aus. Dann kamen wir regelmäßig auf Delacroix zu sprechen, den er wie seine Hosentasche kannte. Uebrigens klappte seine Arbeit. Wie, weiß ich selbst nicht. Recht ordentlich war er wohl nicht; aber er hatte eine fabelhafte Sicherheit und ein glänzendes Ahnungsermögen. Nach der Ausstellung verdunstete er. Ich hörte lange nichts von ihm, las nur hier und da einen Aufsatz in Zeitschriften, die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erschienen. Ich gestehe, daß ich, mochte ich mich noch so sehr über ihn geärgert haben, immer wieder Vergnügen an seiner Schreiberei hatte. Die Frechheit gefiel mir und die appetitliche Reinlichkeit seines Denkens. Er hatte einen fabelhaften Instinkt, das Werthlose zu treffen, und that es mit einer Sicherheit ab wie David den Goliath. Kompromisse gab es für ihn nicht und er schrieb sehr klare, gut gebaute Sätze. Das Zeug für einen Kritiker großen Stils.

Blühlich kam eine Postkarte aus Düsseldorf. Er war dort Regisseur des Schauspielhauses geworden und that mir seine Absicht kund, das gänzlich verfallene Theaterwesen Deutschlands zu reinigen (obwohl er eigentlich jede Berührung mit dem Theater für eines Gentleman unwürdig erklärte). Nach vier Wochen kam er nach Berlin und erzählte, er habe es aufgegeben. Jetzt wolle er eine Zeitschrift gründen, die zugleich in London, Paris und Berlin erscheine. Natürlich illustriert; man brauche höchstens dreihunderttausend Mark dazu. Mit einem Ehrenkomitee, das aus zwanzig Bombennamen zusammenzusetzen sei, könne man die Sache bequem machen. Die Ehrenleute dürften natürlich nicht mitreden. Ob er mich notiren dürfe. Schließlic sei es wichtig, mal endlich eine europäische Zeitschrift zu schaffen.

Vor ein paar Tagen ging er zu einem Friseur und ließ sich, obwohl er nicht den geringsten Bart hatte, rasiren. Der Mann bediente ihn mit einem schmutzigen Messer; und drei Tage danach war der Kleine tot. Er soll kurz vor dem Tode gesagt haben, es sei merkwürdig, daß nicht alle Menschen in Berlin an schmutzigen Messern sterben.

Julius Meier-Graefe.



Man meint immer, man müsse alt werden, um geschickt zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten, wie man gewesen ist. Der Mensch wird auf seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein anderer, aber er kann nicht sagen, daß er ein besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahr Recht haben wie in seinem sechzigsten. Man sieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirges und anders auf den Gletschern des Urgebirges. Man sieht auf dem einen Standpunkt ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber Das ist auch Alles und man kann nicht sagen, daß man auf dem einen mehr Recht habe als auf dem andern. (Goethe.)



Chinesische Gemälde.

Die königliche Akademie der Künste hatte in ihrem Ausstellungsgebäude am Pariser Platz chinesische Gemälde aus der Sammlung der Frau Olga Julia Wegener vereint. Eine Ausstellung chinesischer Gemälde in Berlin, noch dazu, wie der Katalog lehrt, eine Ausstellung, in der viele große und einige der größten Meister Chinas vertreten sind, ist nicht nur ein gesellschaftliches Ereignis, wie manche Blätter meinten. Selbst wenn man mit geschärftem Blick in die wallenden Märchennebel, die für den Durchschnittsmenschen die Dinge des Ostens in trügerischem Zerrbild erscheinen lassen, hineinzu sehen vermag: auf dem weiten Weg von Suez, wo nach der Meinung vieler der Orient beginnt, nach dem fernsten Osten ermüdet und versagt selbst der scharfe Blick und die aufgehende Sonne, die uns wiederum die Dinge in Japan etwas deutlicher zu sehen erlaubt, steht noch nicht hoch genug am Himmel, um mehr als die bloße Ahnung der Morgendämmerung in unser Wissen über China hineinzutragen. So ist uns China ein dunkles Gebiet geblieben und das Studium seiner Einrichtungen ist, wie das seiner Sprache und Literatur, ureigenstes Gelehrtengebiet. Das Feld ist so groß, daß ein allumfassendes Können auch hier bereits zur Unmöglichkeit geworden ist und nur der Spezialist etwas Tüchtiges zu schaffen hoffen kann. Globetrotters wie Dilettanten sehen natürlich nirgends eine Schwierigkeit, und geht Jemand nach gethauer Reise an die Erzählung, so erglänzt er auf dreihundert Druckseiten jedes Geheimnis hinweg und die helle, lachende Sonne des Ostens erleuchtet die verborgensten Winkel der Menschenseele. Doch je länger man im Orient lebt, desto unverständlicher werden Einem die Dinge und Menschen. Ein Mann, der China sehr lange gedient hat, sagte neulich, daß er in den ersten Jahren des Aufenthaltes in seinem Adoptivvaterland für Vieles eine Erklärung bereit gehabt habe, wo er jetzt kaum wage, ein Wort mit Bestimmtheit auszusprechen. Diese Erfahrung ist sicherlich nicht vereinzelt und kontrastirt nur zu lebhaft mit der Sicherheit und dem Freimuth des Dilettanten. Aber von wem sollen wir lernen, wenn nicht von Einem, den wir als „Kenner“ des Landes bezeichnen? Ein „Kenner“ eines asiatischen Landes aber wird man nicht in Europa, in den europäisirten „Vertragshäfen“ Chinas, wie Shanghai, Tientsin, Hankau, kaum und nur mit Arbeit und Mühe in den kleineren „geöffneten“ Häfen Chinas. Daß die Kenntniß der Sprache und Schrift unbedingt nötig ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Einzelne sind von dieser Kenntniß zu anderen Gebieten vorgeschritten und haben sich auch mit chinesischer Kunst beschäftigt. Hier sind besonders die Arbeiten zweier Männer zu nennen, die einander zeitlich ergänzen: Professor Herbert A. Giles, Professor für Chinesisch an der Universität Cambridge, und Professor Friedrich Hirth, Professor für Chinesisch an der Columbia Universität in New York. Folgen wir zu diesen Werken noch einige Arbeiten über japanische Malerei, deren Ursprung und Vorbild die chinesische Malerei war, wie die Arbeiten Brinkley und Andersons, so haben wir Etwas wie einen Faden in der Hand, der uns durch das Labyrinth der Namen, Zeiten und Begriffe zu führen vermag. Die Hauptwerke, die Arbeiten der Sinologen Giles und Hirth, sind kaum mehr als Exzerpte aus den einschlägigen chinesischen Werken, bereichert durch gelegentliche Bemerkungen, die um so wertvoller sind, als sie ihre praktischen Erfahrungen als Kenner und Sammler ausdrücken. Besonders Hirths

Werk ist in dieser Beziehung werthvoll. Auf diese Werke und auf Erfahrungen, die nur ein langer Aufenthalt im Lande selbst bringen kann, stützen sich die nachstehenden Bemerkungen. Als Führer durch die Ausstellung diente ein Katalog, der nicht nur lädenhaft ist, sondern auch eine Reihe Unrichtigkeiten in den Namen, Zahlen und Erklärungen enthält. Als besonders auffallend muß bezeichnet werden, daß viele Bilder, vielleicht die meisten, ohne den Namen des Malers angeführt wurden, obwohl es nicht unmöglich gewesen wäre, aus den auf den Bildern befindlichen Siegeln den Namen festzustellen. Die Bezeichnung der Epoche, etwa der Zeit der fast dreihundert Jahre dauernden Ming-Dynastie, bedeutet gar nichts; nicht einmal so viel wie bei uns die Angabe der Malerschule. Schulen in unserem Sinn gab es in China nie. Jeder fähige Maler hat natürlich insofern Schule gemacht, als ihm nachgeahmt wurde; und jeder verwendete Maler übt seinen Stil an dem Meister, dem er sich kongenial fühlt. Bei den lebenden Malern sehen wir neben der Art, in der die alten Meister zu malen gewohnt waren, die den japanischen Einfluß verrathende impressionistische Manier der Gegenwart: eine Art, wie sie, zum Beispiel, mehrere in Shanghai lebende wohlbekannte Maler zeigen.

Man hat behauptet, daß die Schreibkunst in China und Japan eng mit der Malerei zusammenhänge. Zur Schrift verwendet man dort, wie zur Malkunst, den Pinsel, der in der Nachbildung der als Schrift gebrauchten ideographischen Zeichen eine wunderbare Fertigkeit und Sicherheit in der Linienführung erlangt. Zugleich bildet sich ein uns unverständliches, aber auch unerlernbares Gefühl für die ästhetische Schönheit einer Linie heraus. Wer jemals selbst gehört und gesehen hat, wie Chinesen über Schriftzüge in Bergfaltungen gerathen, wer sich jemals um die uns so sonderbar anmutenden Bücher gekümmert hat, die in weißer Schrift auf schwarzen Tafeln berühmte kaligraphische Vorbilder enthalten, und erfahren hat, daß diese Werke einen selbst für China ungemein hohen Preis haben, wird sich begnügen müssen, dieses Erlebnis als eine neue Erfahrung zu klassifiziren, die ihm dem Verständniß chinesischen Charakters näher bringt: ein Nachempfinden ist uns aber unmöglich. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß eine solche durch ungezählte Generationen geübte, dem Kind angeborene Pinselfertigkeit und Pinsel-führungskunst der Malerei zu Statten kommen muß. Bedenken wir ferner, daß die chinesische Malerei voll von Manier ist, daß es einen Kanon der allgemein anerkannten Manieren und Techniken giebt, den man erlernen kann, so merken wir, wie leicht da die Produktion werden muß. Wenn man den Bambus, das Laub der Bäume, Felsen auf so und so viele verschiedene Arten malen kann, in klassischen, den größten Meistern abgelauschten und von großen Meistern benutzten Formen, so entsteht eine spielende Leichtigkeit des Schaffens, aber auch ein Ueberfluß an mittelmäßigen Arbeiten. Nach der Natur haben nur Wenige gemalt. Die diesen im Osten so ungewöhnlichen Weg betreten, waren natürlich die härtesten Künstler. Andere nahmen Alles aus ihrer Phantasie; nicht nur ihre Motive entstammten einer Fabelwelt: auch die Natur schufen sie sich um; sie schufen sich Thiere, Felsen, Bäume und Blumen nach ihrer Lust und Art.

Der Schüler, der seinen Stil und seine Technik dem von ihm gewählten Meister entnimmt, kann an seinem Vorbild hängen bleiben. Aus dem Kopiren zum Zweck des Lernens wird oft ein Kopiren zum Zweck des Gewinnes; und vom Kopiren zum Fälscher ist dann nur ein kleiner Schritt. Da es sich lohnt, gute

Kopien alter Meister als Originale abzusetzen, so ist erklärlich, daß Professor Hirth sagen muß: „Der Gemäldemarkt ist überschwemmt mit falschen Siegeln und Signaturen und Derjenige, welcher sich in ein chinesisches Gemälde verliebt, sollte sich wirklich von keiner anderen Rücksicht als von seinem Geschmack leiten lassen. Der Name und das Siegel eines Künstlers sind kaum mehr werth als der Zettel mit der Aufschrift, den der Händler auf die Außenseite der Bilderrolle geklebt hat, und sicherlich weniger werth, als die Etiquette auf einer Weinflasche. Das chinesische Gesetz kennt keine Strafe für die Fälscher solcher Kunstwerke und das einzige Mitleid, welches das eingeborene Publikum dem Opfer erweist, ist Lachen. Die größten Künstler sind natürlich Diejenigen, deren Namen man am Häufigsten auf Bildern trifft. In Pungchou konnte man nicht ein Duzend Bilderrollen kaufen, ohne wenigstens einen T'ang (T'ang W'ang-su) und zwei T'ang-hins oder P'iu-hings. Mir ist eine Kopie, die sich ehrlich so nennt und von einem tüchtigen Künstler stammt, zehnmal lieber als ein zweifelhaftes Original.“ Halten wir gegen diese Ausführung einen anderen Ausspruch: „Sogar auf chinesischem Boden sind die Eingeborenen im Allgemeinen sehr zurückhaltend in dieser Beziehung (nämlich Kunst); Händler und Besitzer von Kunstschätzen halten ihre besten Bilderrollen den Augen des gierigen Fremden verborgen, dem es nur im besten Fall gelingen wird, ihnen ein schlecht erhaltenes Ming-Bild, von Yuan- und Sung-Gemälden gar nicht zu sprechen, abzurufen“, so haben wir das Bild des chinesischen Kunstmarktes, wie es jeder interessirte Fremde kennt.

In der berliner Ausstellung waren aus der ältesten Epoche, der T'ang-Dynastie (618 bis 905 nach Christus), zwei Maler vertreten: Wang-Wei und Han-Kan. Wang-Wei wurde im Jahr 699 geboren und erreichte ein Alter von sechzig Jahren. Er ist berühmt als Dichter, Schönschreiber, besonders aber als Landschaftsmaler. Die Chinesen sehen in ihm einen der größten Maler, weil er verstand, der Natur, wie sie sagen, Seele und Leben abzulauschen und in seinen Gemälden wiederzugeben. Die Japaner kennen ihn unter dem Namen Di und schätzen ihn außerordentlich hoch. Kurz nach Wang-Weis Tod kam ein japanischer Sammler auf der Suche nach Kunstschätzen nach China und nahm eine reiche Ausbeute mit, besonders buddhistische Götterbilder, aber auch Gemälde. Ähnliche Expeditionen wiederholten sich von Japan aus so oft, daß man heute Originalgemälde alter und berühmter chinesischer Meister in Japan eher als in China findet. Ein echtes Gemälde Wang-Weis kann man bis in die Zeit des Kaisers K'ang-Hsi (1662 bis 1723) verfolgen. Nach einem Katalog, der von einem Beamten und Vertrauensmann des Kaisers bearbeitet worden ist, gab es in den Gemäldesammlungen des Hofes einen Wang-Wei. Dieses Bild stellte eine Hügellandschaft im Schnee dar und besaß eine Länge von etwa acht und eine Höhe von einem Fuß. Es trug verschiedene Siegel, die erwiesen, daß es zu verschiedenen Zeiten im Besitz von Staatsammlungen gewesen war, doch kein Siegel des Künstlers selbst; denn die Maler der Tang-Dynastie pflegten ihre Gemälde nicht zu siegeln. Da es, wie Hirth richtig sagt, nicht wahrscheinlich ist, daß das Bild, das am Anfang der jetzt regierenden Dynastie noch in Peking war, später aus dem Palast entfernt werden konnte, so muß man annehmen, daß es vor dem Jahr der Unruhen auch noch dort hing. Immerhin konnte es im Jahr 1900, wie so mancher andere Schatz, aus dem Palast verschwinden und dann einst vielleicht durch Kauf in eine europäische oder amerikanische Sammlung gerathen. Die Hoffnung,

das in Berlin ausgestellte Gemälde Wang-Wei könne dieses Bild sein, bestätigt sich nicht; wahrscheinlich ist es eine Kopie. Unterstützt wird man in die'm Urtheil durch das frische Aussehen des Bildes. Die Bräunung der Seide (auf einigen Bildern ist die Seide fast schwarzbraun gefärbt) ist kein Kriterium des Alters. Opium, Rauch und Farben helfen gut nach und über Fälschungen von Kunstwerken aller Art, Bronze, Porzellan, Gemälde, klagen längst alle Interessenten. Der Chinese hat mit allen Orientalen die Fähigkeit zur Nachahmung und die Lust am Fälschen gemein. Dieser Drang, zu täuschen, richtet sich nicht nur gegen Fremde, sondern auch gegen die eigenen Landsleute; aber der Fremde ist, weil er mehr zu kaufen versucht und meist ein schlechter Kenner ist, natürlich leichter zu täuschen.

Das zweälteste Bild der Sammlung stammt von Han-Kan. Dieser soll in seiner Jugend von Wang-Wei, der in ihm den kommenden Maler sah, materiell unterstützt worden sein. Obwohl er zuerst dem Stil Tschau-Pao, eines sehr berühmten Malers, nachahmte, schuf er sich doch bald einen Namen als Portraitmaler; seinen Ruhm, den ihm heute nur noch Tschau-Pa streitig macht, errang er aber als Pferdemaler; seine Lehrmeister waren, wie er selbst gesagt hat, die Pferde in den kaiserlichen Ställen. Der Kaiser Hsüan-Tsung, dem Theile des heutigen russischen Turkestan tributpflichtig waren, soll in seinen Ställen vierzigtausend turkestanische Pferde, die ihm als Tribut zugesandt waren, besessen haben. Diese Thiere dienten Han-Kan als Modell. Die Zahl der Pferdemaler, die sich in China einen Namen gemacht haben, ist nicht klein; der größte Maler, den wir in diesem Fach nach dem Jahr 1000 kennen, ist Tschau Meng-Fu. Wir können die Lobeshymnen, die einheimische Kunstkritiker den großen Pferdmalern des Alterthums anstimmen, erst recht verstehen, wenn wir moderne Werke damit vergleichen. Das moderne Pferd der Maler ist völlig verzeichnet, ist eine eben so elende wie sonderbare Kreatur. Betrachten wir dagegen Werke früherer Zeiten, selbst von solchen Malern, die keinen besonderen Namen als Pferdendarsteller haben, so müssen wir glauben, daß die bildliche Darstellung des Pferdes in China eine verlorene Kunst ist. Prüfen wir das Han-Kan zugeschriebene Bild genau, so kommen uns starke Zweifel an der Echtheit. Das alte Aussehen des Bild thut sich sicherlich nicht allein.

Wir kommen zur Sung-Dynastie (960 bis 1278), deren Epoche, wie die der Tang-Dynastie, eine hohe Blüthe der chinesischen Kunst zeigt. Der Katalog der Ausstellung nennt mehrere berühmte Namen aus dieser Zeit: Fan-Kuan, Tschau-Ch'ang, Li Lung-Mien, Li T'ang und Andere. Sehen wir uns Tschau-Ch'ang, der unter den Blumenmalern Chinas einen hohen Rang einnimmt, etwas genauer an. Giles übersetzt eine Stelle eines chinesischen Kritikers, der sagt: „Andere Künstler geben ein genaues Ebenbild der Blumen, die sie malen, aber die Kunst Tschau-Ch'angs schafft nicht nur ein genaues Abbild, sondern übermitteln dem Beschauer zugleich die wahre Seele der Blumen. Man glaubt allgemein, daß seine Blumen gefärbt (dyed) und nicht durch Farbenauftrag hervorgebracht seien. Diese Thatsache ist ein Kriterium ihrer Echtheit: wenn beim Reiben mit der Hand keine Farbe an den Fingern haften bleibt, so stammen die Blumen ungewisselhaft von dem Pinsel Tschau-Ch'angs.“ In seiner Jugend pflegte der Maler viel in dem Theile Chinas umherzuwandern, der die heutige Provinz Szech'uan bildet, und ließ auf seinen Wegen viele Bilder zurück. In seinem späteren Leben ging er noch einmal den Weg seiner früheren Reisen und kaufte von seinen eigenen Bildern auf,

was er bekommen konnte; deshalb war wenig von ihm Gemaltes zu haben. Die Berliner Ausstellung enthielt nun zwei Blumenstücke, die Ausschnitte aus größeren Gemälden sein sollen und als solche, da ihnen auch das Siegel fehlt, keine Kritik zulassen.

Auch ein anderer großer Meister dieser Zeit, Si Lung-Mien, enttäuscht uns. Si Lung-Mien war ein glänzender Kopf und ein vielseitiges Talent. Als Maler that er sich besonders durch die Darstellung buddhistischer Motive hervor; aber auch sonst leistete er so Vorzügliches, daß seine Zeitgenossen in Worten höchster Achtung von seinen Leistungen sprachen. Was in Berlin jetzt von ihm zu sehen war, ließ seinen Rang jedenfalls nicht erkennen.

Von Fan-Kuan (von dem wir ein Bild in Saal I unter No. 15 fanden) sagt nach Giles ein chinesischer Kritiker: „Im Gebirge studirte er den veränderlichen Werth von Wolken und Nebel und die schwierigen Elemente von Wind und Mond und Schatten und Licht in ihrer Wirkung, bis sich schließlich seine Seele mit Inspiration füllte und sein Pinsel uns tausenderlei Felsenklippen und Myriaden Schluchten vorzauberte. Dann mochte den Beschauer das Gefühl überkommen, er schreite selbst einen schattigen Felsenpfad entlang. Plötzlich aber, auch mitten im Sommer, überfiel ihn ein Frösteln und der Wunsch nach warmer Kleidung. So kam es, daß Fan-Kuan im ganzen Reich bekannt wurde als Einer, der die Seele der Berge darzustellen vermochte.“ Mit dieser Schilderung vergleiche man das Bild, das in Berlin ausgestellt war.

Unter der mongolischen Yuan-Dynastie (1280 bis 1368) blühte der schon erwähnte Chao Meng-Ju. Nach Tjau-Pa und Han-Kan ist er der größte Bierdemaler Chinas. Ob die Chao Meng-Ju zugeschriebenen Bilder (Saal I Nr. 25 und 8 Nr. 204) wirklich von diesem Meister geschaffen wurden, scheint um so zweifelhafter, als schon Hirth, der sich auf die chinesischen Kritiker stützt, Zweifel an der Existenz von Originalwerken Chao Meng-Jus und Han-Kans aussprach. Und wenn es noch ein echtes Bild gäbe: wäre denkbar, daß es auf den Markt käme, und gar in die Hände eines Fremden? Man muß den Osten nicht kennen, muß in chinesischen Dingen ein Neuling sein, um vor der Antwort zu zaudern. Man muß die Stellung eines Europäers in China mit all ihren Nachtheilen und Schwierigkeiten, ihren ungezählten Hindernissen, die freier Bewegung und Forschung entgegenstehen, nicht kennen, um ohne Skepsis einer Sammlung von Hunderten von Gemälden gegenüberzustehen, in der die bedeutendsten Namen Chinas vereint sein sollen. Der ganze Unterschied zwischen Ost und West, den Reisende und Gelehrte dargestellt und zu erklären versucht haben, spricht dagegen, daß einem Europäer in China gelingen könne, was nach meiner Kenntniß bisher keinem Chinesen gelungen ist. Außerdem sind die Chinesen die besten Käufer und größten Kenner und Verehrer ihrer eigenen Kunstwerke von beträchtlichem Werth. Es ist sehr schwer, auch nur ein über allen Zweifel erhabenes Gemälde alter Meister zu erwerben, und die Liu-Li Ch'ang, Ho-Ta-Men-Ta-Chieh und Ch'ien-Men-Wai in Peking sind dazu eben so ungeeignete Orte wie die Antiquitätenläden am Lung-Men in Canton oder gewisse Plätze in Hankau und Wuchang; noch unzuverlässiger sind in der Regel die wandernden Händler Chinas, wenn sie auch gelegentlich bei guter Bezahlung als Agenten vorzügliche Dienste im Auffpären von Kunstwerken und als Kaufvermittler leisten können.

Gingen wir einen Schritt weiter, so fanden wir in der Ausstellung von be-

rühmten Meistern der Ming-Dynastie (1368 bis 1644) unter Anderen Tang-Ying und Ch'iu-Ying vertreten. Ch'iu-Ying, der, wie Tang-Ying, um 1500 lebte, fühlte bald, daß ihm nie gelingen werde, in eigener Schöpfung den Gipfel höchster Vollendung zu erreichen, und begnügte sich deshalb, ein Kopist zu bleiben. Darin soll er es aber zu so hoher Fertigkeit gebracht haben, daß selbst einem Kenner bei peinlichster Untersuchung kaum möglich war, das Original von der Kopie zu unterscheiden. Er soll ferner Werke geschaffen haben, die wegen ihrer meisterlichen Komposition bewundert wurden; zu diesen Werken pflegte er die Einzelheiten, Wagen, Menschen, Bäume, Felsen, aus dem Gedächtniß nach Werken berühmter Maler zu reproduzieren, so daß an der ganzen Arbeit nichts als die Anordnung der Theile des Bildes sein Eigen war. In diesem Licht haben wir seine Bilder zu sehen. Der Katalog sagt nun: „Derartige Kopien haben in der chinesischen Kunst einen ganz anderen Werth als bei uns; sie gelten als ebenbürtige künstlerische Leistungen.“ Das ist nicht wahr. Eine Kopie, auch die vorzüglichste, gilt in China nicht als vollwertige Leistung. Nur weil wir die Originale der alten Meister der Tang- und Sung-Dynastien als fast sicher und die der Yuan- und frühen Ming-Periode als wahrscheinlich verloren anzusehen haben, sind wir auf Kopien, oft sogar auf Kopien von Kopien angewiesen, wenn wir uns ein Urtheil über einen älteren Maler bilden wollen. Damit wird die Kopie zum nothwendigen Uebel und steigt natürlich ganz allgemein im Werthe. Daß eine Kopie wiederum ein Kunstwerk sein kann, weiß ich; daß sie besser sei als das Original, ist denkbar, wenn wir uns die theoretische Möglichkeit konstruieren, daß ein fähiger Maler ein minderwertiges Bild kopirt. Für den aber allein praktisch wichtigen Fall, daß ein kleinerer Maler das Werk eines Meisters kopirt, ist natürlich nur anzunehmen, daß die Kopie hinter dem Original zurückbleibt. In China giebt es sehr gute Kopien; aber sie bringen, wie bei uns, weniger Achtung und Geld ein als Eigenschöpfungen. Die Fälschung, die unter nachgeahmten Namensiegeln, Unter- und Inschrift segelnde Kopie, ist hier wie dort den Kunst Kennern das schlimmste Kergerniß. Daß es mehr Fälschungen als Kopien giebt, liegt an dem Verhältnissen des Landes. Kopien oder Fälschungen können für die künstlerische Beurtheilung eines Meisters, wenn überhaupt, so doch nur einen äußerst unvollkommenen Ersatz bieten.

Nehmen wir einen konkreten Fall. Bilder, die den Namen des großen Pferde-malers Chao Meng-tsu tragen, sind auf dem chinesischen Markt durchaus nicht selten; sie tragen des Malers Unterschrift und Siegel und enthalten oft auch noch Gedichte, Profainschriften bedeutender Männer, Besizeriegel, darunter oft auch Kaiseriegel. Unter Fälschungen; die Gedichte und Inschriften ahmen oft meisterlich Handschrift und Stil berühmter Männer nach, kopieren vorzüglich die oft gebrauchten archaischen Schriftformen und zeigen durch die Höhe des literarischen Werthes der Leistung, daß der Verfasser nur ein hochgebildeter Mann gewesen sein kann. Die Echtheit der Kaiseriegel nachzuprüfen, ist für einen gewöhnlichen Sterblichen, bei der heißen Natur des Gegenstandes, fast unmöglich: wenn man sich hier an gewisse konventionelle Formen hält, dürfte man Alles gethan haben, was zu thun nöthig und möglich ist. Besizeriegel sind meist gar nichts werth, so lange man das Siegel der in Frage stehenden Person nicht kennt. Anders steht es mit den Siegeln des Malers und seiner Unterschrift. Der Maler, wie auch der Literat,

pflegt mehrere Namen und auch mehrere Siegel zu führen, die er nie alle neben einander gebraucht; oft führt er in verschiedenen Perioden seines Lebens verschiedene Namen und Siegel. Dabei wird die echte „Siegelschrift“, oft aber daneben in einem zweiten Siegel eine archaische Schriftform angewandt. Sobald man Siegel und Unterschrift auf einem echt sein sollenden Gemälde mit denen auf einem authentischen Original vergleichen kann, ist man im Stande, Kopie und Original zu scheiden. Die Schwierigkeit ist, ein solches Original zu finden. Im Fall der alten Meister ist die Sache in China besonders schwer; leichter, wie ich schon andeutete, in Japan.

Außer der Beweisfähigkeit der Siegel und Unterschriften bleibt dem Untersucher nur noch die Technik des Meisters. Man wird begreifen, wie schwer bei dem Mangel an Originalen und der Ueberproduktion an Kopien diese Frage, die bei uns die wichtigste und erste ist, in China zu beantworten sein muß. Bei Chao Meng-Ju ist etwas anders. Ich sagte, die Kunst, das Pferd zu malen, sei in China verloren gegangen. Sehen wir nun ein Werk, das von Chao Meng-Ju gemalt sein soll und dessen Siegel und Inschrift echt sein könnten, so wird die Ausführung des Pferdes das Kriterium der Echtheit sein. Doch so einfach wie in diesem Beispiel liegt der Fall selten. Meist bleiben wir im Dunkel und müssen uns mit Vermuthungen begnügen. Aber liegt denn bei uns anders? Wir setzen Kommissionen ein, um über die Echtheit eines einem Meister zugeschriebenen Bildes zu urtheilen, und hoffen nun, auf einem geistig uns so fernem Gebiete mit einem bequemeren Verfahren auszukommen.

Aus der Epoche der regirenden Dynastie will ich nur zwei Maler erwähnen: Ch'iang T'ing-Hsi und Kau Ch'i-P'ei (um 1700). Ch'iang T'ing-Hsi, der 1689 in der Nähe Soochow geboren wurde, starb 1732, nachdem er eine glänzende Beamtenkarriere durchlaufen hatte; er war ein vielseitiger Kopf und gleich ausgezeichnet als Dichter und Maler. Seine Spezialität waren Darstellungen von Blumen und man stellt seine Leistungen auf diesem Gebiet neben die des größten Blumenmalers. Allgemein nimmt man an, daß echte Gemälde von Ch'iang T'ing-Hsi höchst selten sind; da sie von Liebhabern sehr hoch geschätzt werden, wurden sie viel gefälscht. Besonders zwei Maler, Vater und Sohn, Ma Yüan-Yi und Ma-J, Beide hochbegabt, pflegten ihre eigenen Bilder erfolgreich als echte Ch'iang T'ing-Hsis abzugeben. Ihre Bilder sind so vorzüglich, daß selbst Kenner nicht leicht den Betrug festzustellen vermochten. Der Katalog führt nun zwei Bilder Ch'iang-T'ing-Hsis an. Ein Urtheil über die Echtheit wage ich hier nicht zu fällen, möchte jedoch bemerken, daß die Siegel auf ihnen mir nicht mit den Proben in dem besten Werk übereinzustimmen scheinen, das (in Japan) von einer Autorität über diese Dinge veröffentlicht worden ist.

Kau Ch'i-P'ei, der als Unterstaatssekretär 1734 in Peking starb, malte lieber mit den Fingern als mit dem Pinsel. Das haben mehrere Maler gethan: doch ist Kau Ch'i-P'ei der größte, von dem wir aus den letzten Jahrhunderten gehört haben. Der Eindruck dieser Bilder ist so, als ob eine kühne, starke Pinselführung sie hervorgebracht habe; sie ähneln in ihrer Art gewissen Bildern, auf denen das Sujet in dicken Strichen behandelt ist. Da diese Bilder auf Papier, nicht auf Seide gemalt sind und auch die Fingerbilder stets Papier nehmen, so sind beide Arten kaum von einander zu unterscheiden. Kau Ch'i-P'ei's Bilder sind äußerst selten

da der Maler sie auf seinen Reisen in der Jugend planlos in alle Winde zerstreute. Bei dem ausgestellten Kau Ch'i Wei scheinen Siegel und Schrift auch nicht mit dem japanischen Werk übereinzustimmen.

Noch ein Wort über die im Vorraum hängenden Bilder, die von der Hand der kürzlich verstorbenen Kaiserin-Witwe herrühren sollen. Die Kaiserin-Witwe galt als eine gewandte und fähige Malerin, deren Werke durchaus nicht „common-place“ waren. Vor dem Jahr 1900 befand sich in dem Tempel La Chüeh-Szu, in den westlichen Bergen bei Peking, der unserer Gesandtschaft Jahre lang zum Sommeraufenthalt diente, ein Gemälde von der Hand der Kaiserin-Witwe, das ein beträchtliches Können zeigte. Die ausgestellten Bilder sind schwach. Dazu kommt noch ein Anderes. Die Person des Kaisers und der Kaiserin-Witwe ist, wie überall im Orient, geheiligt. Werke von ihrer Hand, Werke, die sie als Zeichen ihrer Anerkennung verzeichnen, sind wirklich Zeichen allerhöchster Gnade. Es ist ausgeschlossen, daß eine Person, in deren Besitz ein solches Werk gelangt ist, es weggiebt; denkbar wäre höchstens, daß die Nachkommen, entartet oder durch bitterste Noth dazu getrieben, das Bild in Geldeswerth umzusetzen versuchen würden. Bei der besonders schwierigen Natur des Objectes (und der Begriff Kapitalverbrechen deckt in orientalischen Staaten mehr als bei uns) ist unmöglich, daß ein solches Werk offen auf den Markt kommt; der Handel würde privatim abgeschlossen und das Bild ginge wieder in Privatbesitz über. Daß ein echtes Bild der Kaiserin-Witwe in eine europäische Ausstellung gelangen könne, ist sehr unwahrscheinlich.

Ich weiß, daß meine Bemerkungen nur eine Seite der Ausstellung, die sinologische, beleuchten; den künstlerischen Werth der Bilder und der Ausstellung von unserem Kunsthandpunkt aus zu besprechen, fühle ich mich nicht kompetent.

Max Diehr.



In der Einsiedelei.

In Steinweg führt das rothe Thal empor,
In grünem Moos steht dort ein Fichtenthor.

Die Treppe zeigt der Vögel Spur allein,
Doch Niemand kommt und läßt mich zu sich ein.

Durchs Fenster seh' ich von des Aufgangs Rand
Den weißen Wedel, die bestaubte Wand.

So wend' ich mich und seufze vor mich hin
Und gehe heim, wie ich gekommen bin.

Duft wölft hinan bis zu des Berges Gipfeln
Und Blüthen regnen ringsum aus den Wipfeln.

Grund genug ist zu Lust und Fröhlichkeit.
Doch: horch, wie bang der blaue Affe schreit!

Was gilt der Welt Getriebe allzumal?
Sehr traurig wahrlich ist dies Erdenthal!

Ki-Tai-Pe.



Frauenausstellungen.

Sine ira et studio: das Wort des Tacitus schicke ich diesen Zeilen, denen sich Obdach erbittle, als Motto voraus. Ich habe nicht den geringsten Grund, eifernd oder gar zürnend Das zu sagen, was mir zu sagen nützlich scheint. In Frauensachen darf die Frau aber wohl ein Wort wagen; da kann ihr ja das Sachverständniß von den Herren der Schöpfung nicht bestritten werden. Berlin stand in dieser Woche wieder mal unter dem Wahrzeichen der Frau; unter dem Zeichen, das die Frau so oft zum Siege geführt hat. Die Frau der obersten Klasse, die aus dem nie versickernden Goldquell schöpft, die nur auszugeben gewohnt ist, aber auch ihre Schwester, die arbeiten und damit erwerben gelernt hat. Zwei Ausstellungen lenkten die Aufmerksamkeit auf sich: „Die Dame in Kunst und Mode“ und „Die internationale Ausstellung für Volkskunst“. Große Namen, geschlossene Kronen gaben der ersten Ausstellung die Weihe; die zweite war dem Wirken des Lyceum-Klubs zu danken. Dem Beschauer drängten sich, ohne daß er's wollte, Vergleiche auf. Welchen ernsthaften Zweck kann es haben, eine Ausstellung zu veranstalten, bei der es sich nur darum handelt, die nie zu bestreitende Thatsache zu konstatiren, daß die reiche Frau sich den theuersten Schneider halten, die kostbarsten Juwelen, die schönsten Hüte kaufen kann? Zeigt das Wesen einer dieser Damen Das, was der Franzose die persönliche Note nennt? Hat eine von ihnen ein Stück selbst entworfen. Etwas für die Kunst oder auch nur für die Mode gethan? Nein. Alle ausgestellten Gegenstände trugen genau die für heute vorgeschriebene Modeform. Diese Frauen kleiden sich nicht, sondern werden angezogen. Sie sprechen zu Schneider und Robistin: Dein Wille geschehe. Oder bedeutet es für „Kunst“ und „Mode“ Etwas, wenn ein nicht mehr ganz sauberer Hut der Kronprinzessin (wie die Mode des vergangenen Jahres ihn vorschrieb) oder zwei Spazierstöcke, die der Prinzessin Citel Friedrich gehören (und nicht den allgeringsten Kunstwerth haben), dem Publikum gezeigt werden? Im Sinn Derer, die sich für solche Dinge interessieren, sind doch wohl ganz andere Motive wirksam; mit Kunst und Mode haben diese Instinkte nicht das Geringste zu thun. Wenn die Neugier, die Lust, Kleidungsstücke der Prinzessinnen in der Nähe zu sehen, Geld einbringt, das wohlthätiger Absicht dienen kann, mag der Zweck das Mittel heiligen. Aber die Kunst hat nichts davon: nicht einmal die Mode. Und man muß beim Rückblick auf die überlaut gepriesene Ausstellung sagen: „Ein großer Aufwand schmähtlich ist verthan.“

Viele berliner Firmen haben ja sehr elegante Sachen ausgestellt; aber kann man nicht auch bei denen, die nicht auf geradem Weg aus Paris kamen, oft nachweisen, daß sie französischen, englischen, wiener Modellen nachempfunden sind? Und auch die wirksamste Geschäftsreklame paßt doch eigentlich nicht unter das Rubrum „Die Dame in Kunst und Mode“. Daß es in Berlin große und gut geleitete Geschäfte giebt, die das Allerneueste zum Kauf anbieten, braucht uns nicht erst durch eine Ausstellung bewiesen zu werden. Geschickte Hände haben dem Ganzen ein grazioses Aussehen gegeben, Alles geschmackvoll arrangirt und die Intimitäten weiblicher Kleidung mit Dist und nicht ohne Takt zur Geltung gebracht. Vergebens aber suchte der sachverständige Betrachter in der geräuschvoll angekündeten Schauung von Toilettegegenständen die Spur der Kunst. An die war nur gedacht worden,

als es galt, der Sache einen Rimons zu schaffen, der die „besseren Kreise“ heranzulocken könnte. Und dazu ist uns die Himmlische doch zu gut.

Wurde hier weniger gehalten, als versprochen war, so durfte man von der anderen Ausstellung sagen: Sie hat mindestens so viel geboten, wie sie verheissen hatte. Aller Herren Länder haben sich zu dem Beweis vereint, was Volkskunst und Frauenfleiß zu leisten vermag. Bravo, Lyceum-Klub! Daß er die erwerbende Frau in so hellem Licht gezeigt hat, müssen wir ihm danken. Vollkommene Kunstfertigkeit sah man neben primitivster Arbeit einfacher Frauen und konnte im Vergleich von Gint und Jecht ein wichtiges Stück menschlicher Kulturentwicklung überblicken. Die Dekorirung gut und bescheiden; Dienerin, nicht Herrin. Allerliebste ist besonders der Blumen schmuck, der die wertheimischen Räume in duftende Gärten wandelt. Die im Luxusleben dahindämmende Dame ist von der schaffenden Frau besiegt worden. Auf dem Gebiete der Ausstellungen. Ist ein Symbol? Einerlei; wer sich mehr für das von schlichten Frauen in Ost und West, auch in unseren Kolonien Beschaffene interessiert als für die Prunkkleider und Prachtstücke der Brin-gejungen der Welt und der Bühne, der verläume nicht, in der Hofstraße sich die Volkskunstausstellung anzusehen. Er wird aus den flug gefüllten Räumen die Erkenntniß heimbringen, daß selbst in Ländern, die uns zurückgeblieben scheinen, die Frau sich für den Kampf ums Dasein gerüstet und ihr Kunstempfinden dem Lebensbedürfniß ihrer Alltäglichkeit dienlich gemacht hat. Ella Grün.



Russische Wirthschaft.

Rußland hat einen Finanzminister, der die Wahrheit sagt. Das ist noch kaum je dagewesen. Fast alle russischen Finanzminister haben sich bemüht, *de corriger la fortune*. Das ging einfach nicht anders. Man durfte dem Ausland nicht jede Falte des Budgets zeigen; sonst wäre es den Emissionshäusern schwer geworden, russische Papiere unterzubringen. Ohne ein gewisses Maß von Illusion gehts ja bei großen Finanzoperationen überhaupt nicht; und die Politik der schönen Farbe, deren sich Witte und seine Vorgänger bedient haben, schadete schließlich den Kassen der Gläubiger nicht. Kowzew ist weder Vater noch Sohn der Lüge. Seine Denkschrift zum Etat war ein Muster von Klarheit und mied jede Tendenzmacherie; und der Finanzplan war bis ins Detail durchgearbeitet. Daß Kowzew seine Ausführungen nicht mit einer Reverenz vor den Schwarzsehern schließt, kann ihm Niemand verübeln. Welcher Minister thut es, wenn er vom eigenen Herd spricht? Das geschieht höchstens einmal in Preußen; und da hat's seine besonderen Gründe. Die russische Regierung konnte ihrer neusten großen Finanzoperation mit der Ankündigung einer herrlichen Zukunft prälabidiren; Kowzew aber beschränkte sich darauf, seine Erklärungen zum Budget in die nüchternen Worte ausklingen zu lassen: „Wie

verheißungsvoll auch der Versuch einer schnellen Ausgestaltung des Staatslebens und einer reichlicheren Anwendung von Mitteln für verschiedene Bedürfnisse des Kulturlebens im Lande erscheinen mag; er bedroht, wenn er nicht mit gehöriger Vorsicht begonnen wird, jeden Staat mit schlimmen Folgen; namentlich einen, der vor Kurzem die Schrecken eines Krieges und innerer Unruhen überstanden hat. Wir müssen einen anderen Weg einschlagen; die Staatsausgaben sind den Mitteln anzupassen, die zu diesem Zweck ohne allzu schwere, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit übersteigende Belastung der Steuerzahler von der Bevölkerung aufgebracht werden.* Im Etat für 1909 betragen die ordentlichen Ausgaben 2472 Millionen Rubel, die für Volksbildung, Wissenschaft und Künste zusammen nur 78 Millionen oder $3\frac{1}{2}$ Prozent; man müßte viel mehr fordern, um das russische Kulturleben zu europäisieren. Da steht auf der Habenseite der Bilanz noch ein mächtiger Block, dessen Beseitigung aber das ganze Finanzgebäude ins Wanken brächte: der Branntwein. Ohne den wäre die Aufmachung einer Bilanz überhaupt unmöglich. Die wichtigste Einnahmequelle ist das Branntweinmonopol. Zu einer Gesamteinnahme von 2477 Millionen (man beachte, daß der Ueberschuß der ordentlichen Einnahmen über die Ausgaben im Budget für 1909 knapp 5 Millionen Rubel beträgt gegen 74 im Jahr 1908) hat der Branntweinverkauf 733 Millionen beizusteuern, während die Erträgnisse der Staatsbahnen mit 563 Millionen und die indirekten Steuern mit 519 Millionen angelegt sind. In der Brust jedes russischen Finanzministers wohnen zwei Seelen: er muß für die Hebung der Kultur, aber auch für die Förderung des Branntweinverkaufs, für die Verwirklichung der Agrarreform, aber auch für die Steigerung der Getreideausfuhr sorgen.

Die Rothplage der russischen Bauern war und ist die unmittelbare Folge eines forcierten Getreideexports. Und den bedingt wieder die „Finanzgefahrung“, die ungefähr 300 Millionen Rubel Zinsen für das Ausland verlangt. Um seinen Verpflichtungen gegen die Gläubiger nachzukommen, muß Rußland darauf sehen, daß die Getreideausfuhr nicht nachläßt. In den letzten Jahren hat sie sich aber verringert; 1905 waren noch 567 Millionen, 1906 schon 470 und 1907 nur 428 Millionen. Der Finanzminister hat in einem Gespräch mit dem petersburger Vertreter des Wolffschen Telegraphenbureaus gesagt, das Jahr 1908 habe einen Ausfuhrüberschuß von 228 Millionen (211 Millionen im Vorjahr) gebracht. Er wollte die Meinung bekämpfen, durch die ungünstigen Ernteergebnisse sei die Handelsbilanz völlig verändert. Das russische Budget war fast allgemein sehr ungünstig beurtheilt worden; dagegen wollte Kofowjew sich wehren. Deshalb das Gespräch mit dem Journalisten. Seit drei Jahren, sagte er, wird eifrig an den Agrarreformen gearbeitet; aber die Wirkung einer breit angelegten Kulturarbeit kann erst ganz allmählich in Zahlen zum Ausdruck kommen. Die Agrarreform hat wirklich schon im November 1906 begonnen. In der Zeit zwischen der ersten und der zweiten Reichsduma wurde das Gesetz erlassen, das die Lösung der einzelnen Bauern aus dem Mir, dem Gemeindevorstand, ermächtigt. Die neue Reichsduma hat das absolutistische Gesetz vom Jahr 1906 bestätigt und damit dem Mir die Totenglocke geläutet. „Gemerkt“ hat man von der Agrarreform bisher nur in den Berichten über die wirtschaftliche Lage Rußlands. Doch auch da stand kein Wort von den ersten Anzeichen eines Erfolges. Wir wissen heute nur, daß bis zum fünfzehnten Oktober 1908 etwa 422 000 Bauern mit einem Besitz von 3,20 Millionen Desj-

jätinen zum Einzelbesitz übergegangen waren. Ein Anfang; gewiß; aber ein sehr düst'iger. Zur Fortsetzung fehlt die Regelung des dauerlichen Kreditwesens durch die Bauernbanken. So lange es da keine einschneidende Reform giebt, bleibt der Spekulation und dem Dorfwucherer die günstigste Chance. Die Sanirung des Bauernhandes darf nicht auf Kosten des Adels erfolgen. Ich sagte hier schon, welche Gefahr das Schicksal des adeligen Grundbesizes bedroht. Wenn der Bauer den Adelligen verdrängt, muß er auch fähig sein, die Stellen, die der Adel im Staat einnimmt, auszufüllen. Man kann aber eine Klasse, die im Beamtenstand und in der Armee herrscht, nicht einfach durch ein Heer von Bauern ersetzen. Daß die Bauernbank immer mehr Adelsbesitz aufkauft, genügt nicht; man muß auch wissen, wer im Reichsdienst an die Stelle des depesidierten Adels treten soll.

Kotowzew, der Aufrichtige, hat nicht ohne Absicht die Agrarreform in der Interwiew nur lähl gestreift. Wichtiger als die Sorge um deren Schicksal ist ihm das Gleichgewicht des Budgets. Die Anleihe von 1400 Millionen Francs (Rußland bekommt etwa 1250) war notwendig, weil für 800 Millionen Schatzscheine in Paris einzulösen sind und ein Defizit von rund 400 Millionen Francs gedeckt werden muß. Das Budget für 1907 hatte einen Fehlbetrag von 53 Millionen ergeben; 1908 war eine innere Anleihe im Betrag von 200 Millionen aufgenommen worden; und das letzte Budget schließt mit einem Defizit von 153 Millionen, das, wie gesagt, aus dem Ertrag der Anleihe mit gedeckt werden soll. Der Hauptbetrag der neuen Emission ist, schon der einzulösenden Schatzscheine wegen, auf Paris entfallen. Die Verhandlungen mit dem französisch-englischen Bankensortium waren nicht leicht. Man wollte nicht ohne ersiedlichen Nutzen für die eigene Tasche arbeiten und mußte der russischen Regierung zunächst Bedingungen zu, auf die sie ohne Schädigung ihres Kredites nicht eingehen konnte. Schließlich einigte man sich auf den Uebernahmepreis von 85%, und den Emissionskurs von 89%. Sehr niedlich war die Haltung der französischen Presse. In Frankreich giebt's das deutsche Genus „Finanzinferat“ nicht. Dafür bekommt die Presse bei großen Finanzoperationen ein je nach der Bedeutung des Blattes bemessenes Pauschale, um die „Publizität“ der Emission in der geeigneten Weise zu fördern. Zur „Bekanntmachung“ der russischen Anleihe waren von dem Finanzsortium 600 000 Francs bewilligt worden. Dieses Angebot wurde von der vereinigten pariser Presse mit einem Schrei sittlicher Entrüstung beantwortet. Eine Protestversammlung der Zeitungsherausgeber fand, die Summe sei viel zu klein. Unter dem Betrag, der bei der Zweimillionenanleihe des Jahres 1906 aufgewendet worden war, sei absolut nichts zu machen; also 1 400 000 Francs und keinen Sou weniger. Sonst werde man wissen, was man zu thun habe. Den Banken wurde ein förmliches Ultimatum gestellt; und da sie von der Unbestechlichkeit der französischen Presse überzeugt waren, gaben sie nach. Es ist ein schöner Zug der französischen Zeitungen, daß sie streng auf einen anständigen Preis halten; auch ist immer lobenswerth, wenn man einem Emissionsortium den Zwischengewinn schmälert. Bei Alledem hat die russische Regierung bessere Bedingungen erlangt, als die der fünfprozentigen Anleihe von 1906 waren. Damals bekam sie für ein fünfprozentiges Papier (die neue Anleihe ist 4%, prozentig) nur 83%, Prozent beim Emissionskurs von 88. Uebrigens hat Rußland das 1908 gegebene Versprechen, vor Ablauf von zwei Jahren keine Anleihe im Ausland aufzunehmen, gehalten. Die Anleihe des Jahres 1908 war eine innere.

Mit einer gewissen Gemüthsregung hat man die Thatfache verzeichnet daß der deutsche Kapitalmarkt schon seit drei Jahren nicht mehr direkt an einer russischen Anleiheemission theilhaftig gewesen ist. Das letzte Konsortialgeschäft dieser Art war die $4\frac{1}{2}$ prozentige Anleihe von 1905. Indirekte Theilhaftigkeit und Erwerb der neuen russischen Papiere ist natürlich nicht ausgeschlossen. Neben den 9 Milliarden Rubeln, die in Frankreich liegen, sieht freilich der deutsche Besiß ärmlich aus. Ueber die Entwicklung der Kurse sprach ich hier schon. Die Papiere haben sich von ihrer tiefsten Erniedrigung erholt; man hat eben wieder mehr Vertrauen zu Rußland. Kotowzew hebt in seiner Denkschrift dieses Moment hervor; und man hat keinen Grund, ihm Reklamemacherei nachzulagen. Und warum hat der Kredit Rußlands sich gekräftigt? Weil die neuen Lebensäußerungen des absolutistischen Regiments bessere Gewähr für die Zukunft des Zarenreichs zu bieten scheinen als alle „freihetlichen“ Institutionen? Das würde ein Bank- und Börsenmann nicht gern zugeben.

Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Rußland sind viel wichtiger als alle Anleihegeschäfte. Das Deutsche Reich steht in der russischen Handelsstatistik an erster Stelle und Rußland nimmt bei uns unter den Einfuhrländern den zweiten, als Ausfuhrland den vierten Platz ein. Die Franzosen übernehmen die russischen Anleihen aus politischen Gründen; und sie haben, als sparende Nation, das nöthige Geld. Politische Motive spielen auch bei den Engländern eine Rolle. In Deutschland dagegen ist der Handelsverkehr die primäre, das Interesse des Kapitals für russische Papiere die sekundäre Erscheinung. Wenn unsere Zahlungsbilanz auf dieser Seite passiv ist, wenn wir also an Rußland mehr zu zahlen haben, als unsere Forderungen ausmachen, so sind wir in gewissem Sinn doch im Zarenreich stärker als die Franzosen mit ihren enormen Guthaben. Der Finanzminister sprach auch über die Eisenbahndobligationen. Die russischen Privatbahnen geben Schuldverschreibungen aus für die in letzter Linie der Staat zu bürgen hat. Die Gläubiger können sich, wenn sie von der Eisenbahngesellschaft nicht befriedigt werden, an die Regierung halten. Unter normalen Verhältnissen wäre solche staatliche Bürgschaft ein für die Wertung der Obligationen sehr wesentlicher Faktor. Bei Rußland aber wird die Bedeutung dieser Garantie durch die Höhe der eigentlichen Staatsschuld abgeschwächt. Man sagt sich: Der Staat hat für seine eigenen Coupons schon genug zu thun; für gefährdete Eisenbahnprioritäten ist da nicht viel zu hoffen. Die Domez-Eisenbahngesellschaft hat im vorigen Jahr eine Anleihe von 70 Millionen Rubeln in Frankreich untergebracht. In diesem Jahr werden wohl Emissionen anderer Eisenbahnprioritäten folgen. Welche Märkte für die neuen Papiere in Anspruch genommen werden: Das ist Sache der Gesellschaften. Kotowzew betonte, daß die Regierung sich da nicht einmische; sie hat nur zu prüfen, ob die Genehmigung zu den von der Emissionstelle beschlossenen Bedingungen erteilt werden kann.

Das deutsche Kapital hat nicht ohne praktischen Nutzen die Finanzlage Rußlands studirt. Der Einzelne weiß jetzt ziemlich genau, ob sich für ihn eine Anlage in russischen Wertpapieren lohnt. Und den Emissionfirmen braucht man erst recht nicht zu sagen, wie sie sich mit dem Zarenreich stellen sollen. Im Ganzen ist die Beurtheilung der russischen Verhältnisse objektiver geworden, seit man erkannt hat, daß auch das lauteste Pathos nicht sachlich starke Gründe erzeigen kann. Labou-

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI



Wir setzen unseren Stolz darein, im Salamanderstiefel nur das Beste zu bringen. Geschulte Arbeiter, beste Rohstoffe, neueste Formen haben den Ruf unserer Marke begründet.

Fordern Sie neues Musterbuch H.

SALAMANDER

Schuhges. m. b. H.

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Stuttgart — Wien I — Zürich

Einheitspreis M. 12,50

Luxus-Ausführung M. 14,50

Eigene Geschäfte in den meisten Grossstädten.



„Euryplan“ Doppel-Anastigmat
in den Serien P, GA, F, GS, F, A, F, M, S
Schulze & Billerbeck
D. R. P. 125742, Wz. 87942
Katalog gratis. Berlin SO. 36, Reichenberger Strasse 121 E.

Lernt Fremde Sprachen
in
The Berlitz Schools of Languages
Berlin, Leipzigerstr. 123a. Charlottenburg, Tauenzienstr. 19a.

Konzertdirektion Wolff. Sonntag, 31. Januar, 8 Uhr im Bechsteinsaal.

RODA RODA

Schwankabend. Vorlesung eigener Satiren.
Karten zu 4, 3, 2, 1 Mark bei Bote & Bock, Wertheim.

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Donnerwetter - tadellos!Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild
v. Joh. Freund. Musik von Paul Lincke.**Chat noir**

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Tägl. 11—2 Uhr Nachts.

**Das vollständig
neue Programm!****Dr. Möller's Sanatorium**

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz. Prosp. fr.

Diätet. Kuren nach Schroth.**Neues Operetten-Theater**

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 29. Sonnabend, den 30. Sonntag,
den 31./1. Montag, d. 1. Dienstag, d. 2./2. 8 U.**Die Dollarprinzessin**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

**Größtes Café der Residenz
Sehenswert.****Arkadia Behrenstr. 55-57**

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neubauten
Jägerstr. 63a „**Moulin rouge**“Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend**Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin**

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

Elegantes Familien-Restaurant.**Restaurant und Bar Riche**

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.**Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung**

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.**Künstlerische Mappenwerke**

die in keinem Salon fehlen sollten:

Wilhelm Busch, Ad. von Menzel, A. Kampff, Herm. Prell,
Cornelia Paczka, Hamburg, Alt-Berliner Typen, Kinder-
spiel und Reigen, Schwertertanz und Lebende Marmor-

***** bildwerke (Olga Desmond) *****

Prospekte kostenfrei!

Neue Photographische Gesellschaft

Aktiengesellschaft

Steglitz 57

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

<table border="1" style="width: 100%; height: 20px;"> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> </table>				Berliner-Theater-Anzeigen	<table border="1" style="width: 100%; height: 20px;"> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> </table>			

Gebrüder-

Herrnfeld-

Theater. Vorverk.
Anfang 8 Uhr. 11-2 Uhr.
57 Kommandantenstr. 57

Die beiden Bindelbands
Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

Ankauf von Bibliotheken,

sowie einzelner wertvoller Werke.
Hohe Bewertung, prompte Erledigung.

Paul Graupe, Antiquariat
Berlin SW. 68, Kochstrasse 3.

Schockethal bei Cassel
Physikal. dilütes Hellenstalt mit modern.
Einrichtung. Gr Erfolg. Entrück. Lag. Angei-
u. Wintersport. Jagdgelegenheit. Prospekt.
Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.



Ich warne Sie vor

Nachahmungen! Verlangen Sie nur Prof.
Detsiny's **Radial**-Asbest-Gasboden, Fabri-
kat der A. E.-G. Preis 3 M. Achten Sie auf die
3 blauen Flammenringe, die bei vollkommener,
absolut geruchloser Gasverbrennung die
enorme Heizwirkung geben. Für 2 Pl. pro
Stunde eine warme Stube! Auf den Gasarm
aufzusetzen. In Holzkiste portofrei M. 5.81.
Nachn M. 6.10. Berlin, Leipzigerstraße 26.
Deutsche Radial-Gesellschaft

<div style="border: 1px solid black; border-radius: 50%; width: 30px; height: 30px; display: flex; align-items: center; justify-content: center;"> <div style="font-size: 10px; margin-right: 2px;">1</div> <div style="font-size: 12px; margin-right: 2px;">MK</div> </div>	<h1 style="margin: 0;">FISCHERS</h1> <h1 style="margin: 0;">BIBLIOTHEK</h1> <h2 style="margin: 0;">ZEITGENÖSSISCHER ROMANE</h2>	<div style="border: 1px solid black; border-radius: 50%; width: 30px; height: 30px; display: flex; align-items: center; justify-content: center;"> <div style="font-size: 10px; margin-right: 2px;">1</div> <div style="font-size: 12px; margin-right: 2px;">MK</div> </div>
--	---	--

Soeben erschien Band 4:

LISELOTTE VON RECKLING

Roman von

GABRIELE REUTER

Der Jahrgang bringt Romane von:

Th. Fontane, Jak. Schaffner, Jonas Lie,

Gabriele Reuter, Gustaf af Geijerstam,

Thomas Mann, Herman Bang, Hans Land,

E.v. Keyserling, Gabriele d'Annunzio,

Charlotte Knoeckel.

Jeden Monat ein Band gebunden

gehftet 80 Pf.

1

MK

gehftet 80 Pf.

Passage-Kaufhaus

BERLIN

Friedrich-Strasse 110-111-112
Oranienburgerstr. 54-55-56-57a

Vereinigung erstklassiger Spezialgeschäfte

Im Monat Januar

Lager-Räumungs-Verkäufe

in allen Gruppen.

Im Blauen und Mahagoni-Saal
 == Ausstellung ==
 für Wintersport und Alpen-Trachten.

In der Passage von nachm. 3—8 Uhr Promenaden-Konzert.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Moderates Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL

 **PISTYAN**
BEI GICHT, RHEUMA, ISCHIAS, EXSUDATE?
 Wegen milder Witterung
 besonders für **Winterkuren** empfohlen.
 Auskunft und Prospekte durch das Reisebureau
Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.
 Berlin W., Friedrichstrasse 73.
 Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ungarischen Staatsbahnen.

Societät Berl. Möbel-Tischler

Ad. Tilzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-EinrichtungenAusstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten.
Lager aller Kunstmöbel. Polstermöbel. Dekorationen.

Sie fahren gut mit

Dr. Crato's Backpulverweil es von unübertrefflicher Wirkung ist;
weil es aus reinen chemischen Stoffen
hergestellt und deshalb frei von irgend-
welchen giftigen Bestandteilen ist;
weil es nie versagt, da es sich erst
in Wärme auflöst.

Alleinige Fabrikanten:

Stratmann & Meyer • Bielefeld

Knusperchenfabrik.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigegeben von Georg Müller Verlag in München Josephplatz 7 betreffend

August Strindbergs Romane.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.



— In Qualität erstklassig! —
Im Preise unerreicht billig

und meine Schusswaffen. Falls Sie dies noch nicht wissen, so lassen Sie sich meinen neuesten Hauptkatalog gratis u. franko kommen; derselbe enthält reiche Auswahl in allen Arten von Jagd- u. Luxusgewehren, Scheiben- u. Püschbüchsen in nur bewährten Systemen, Teschings, Revolvern, Pistolen, Munition etc. 5 Jahre Garantie, evtl. 10-tägige Probe. **Gustav Zink, mech. Gewerfabrik, Mehlis 182 b Suhl.**

Wohnungseinrichtungen. 2 2 2 2 2

2 2 2 2 2 Künstlerischer Beirat.

Man kann für wenig Geld eine geschmacklose Clichéeinrichtung, man kann dafür aber auch eine geschmackvolle, individuelle Einrichtung haben. Der gebildete Mittelstand begnügt sich vielfach noch der Billigkeit halber mit Monstrositäten und gibt für sie oder für Besseres aus Mangel an Sachkenntnis unverhältnismäßig viel Geld aus. Das wäre nicht nötig. Erfahrener Rat und gebildeter Geschmack können ihm für wenig Geld etwas nach Form und Material Schönes und Angepasstes verschaffen. Man wende sich, zunächst schriftlich oder telephonisch, an

Johannes W. Harnisch, N.W. 87, Tille Wardenbergstr. 11
Telephon Amt 7, 7693.

Elektrische Kuren
eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A 3, Rosenthalstr. 1.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata
von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. * Bände à Mark 2.—.
Inhalt vom I. Band: Phrasen. Die Schulkonferenz. Kollege Bismarck. Ojps. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäs und Erlurt Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wir schätze ich mich ein?
Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romanische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Erolca. Der ewige Barabas. Sem. Dynamystik. Der 2 1/2 = Eurd. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.
Jeder Band 89. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eine neue Lehre

Nach dem Zeugnis tüftigster Persönlichkeiten handelt es sich bei den im frohen Lebensbetätigung am eifrigsten Nüchtern wie bei den brieflichen Charakterbestimmungen (nach eingeleiteten Handbüchern von P. P. E.) um Kunstwerke von doppelter Kraft, von feiner, hoher Bornhebel. Praxid seit 1888. Wünsche nach simplen „Deutungen“ bleiben unberücksichtigt. Direktives Prospekt über tiefgreifende Befragungen der brieflichen Geleuten tollentlos durch P. Paul Eibe, Schriftsteller und Psychographologe, Wüzburg i. Z. Fach. (Original-Methode).

Diabetes-Bauer
Koeztchenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

- **Hetaera-Krema** ●
(Name ges. gesch.)
Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.
- Hetaera-Hand-Krema**
zur für Handpflege (u. Wandsein) à Dose 20 Pf.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation Ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Herbst- u. Winterkuren
Im herrlichen Zackental!
Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von 31. 10.— ab.

„Sanatorium
Zackental“
(Camphausen)

Bahnhof Warmbrunn-Schreiberhau. Id. II.
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhofsstation)
für chronische innere Erkrankungen, neurothemische u. Rekonvaleszenz-Zustände Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungssuchende, Wintersport. Nach allen Erregungseigenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres die Administration in Berlin SW., Hückenerstrasse 118.

Intervalen-Anstalten für „Die Zukunft“, durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.



Ein Rekord!

Laut Reichs-Statistik ver-
zollten wir im Rechnungs-
jahr 1907/08 mehr Weine
der Champagne als sämt-
liche französischen Cham-
pagnerhäuser zusammen-
genommen im gleichen
Zeitraum nach Deutsch-
land in Flaschen einfuhrten
HENKELL & CO.

·REIMS·

·MAINZ·